

*Aufzeichnungen aus dem
Jahre 1944/1945
aus
Ostpreußen
und aus Turkmenistan*

von Stefanie Lübke geb. Schulte
(Rendantin auf Gut Sieslack, Kreis Preußisch Eylau)

Die Aufzeichnungen wurden wörtlich abgeschrieben.
Evelyn v. Borries geb. Stein - Gut Schönwiese, Kreis Preußisch Eylau

Kann ein Mensch anders sein als er ist? Wird nicht jeder eine Aufgabe immer so lösen müssen, wie es seinem Sinn entspricht? Ist nicht jedes Über-sich-Hinauswachsen nur die gerade für das Wesen dieser Menschen mögliche Überwindung einer Situation und als Dauerzustand undenkbar?

Ich weiß es nicht – weiß nur, dass ich zwar nicht direkt versagte, aber doch das Gefühl habe, ich hätte es besser machen können! Ob wohl jeder so denken muss? Wer kann von sich sagen: „So und nicht anders musstest Du handeln und darum ist es gut?

Nicht zuletzt darum schrieb ich alles auf. Was sind schon 10 Monate im Leben eines Menschen – und doch bin ich die Erinnerungen dieser Zeit in 20 Jahren nicht losgeworden! Immer kehrt die Erinnerung daran zurück und mit ihr dieses nagende Schuldgefühl.

Jetzt lege ich es aus meinem Gedächtnis in dieses Heft hinein und spüre schon beim Niederschreiben, wie der Druck weicht.

Ich brauche nichts mehr zu behalten und zu verwahren:

**Ich kann endlich
vergessen!**

Meine Liebe zu Ostpreußen hatte schon begonnen, als ich am 1. Oktober 1939 als Arbeitsmaid in das Lager 13/13 Grünhoff, Kreis Samland eingezogen wurde. Unsere Lagerführerin stammte aus Stallupönen und war selbst so von der Liebe zu ihrer Heimat erfüllt, dass wir bald anfangen, Ostpreußen mit ihren Augen zu sehen.

Bisher war ich in Dessau zur Schule gegangen. Ostern 1939 in die Prima des Antoinetten-Lyzeums versetzt – ich war erst 16 Jahre alt – bot sich uns in dem Durcheinander des 1. Weltkriegsjahres die unerwartete Möglichkeit, um die Prüfungen des gefürchteten Abiturs herumzukommen und trotzdem den Nachweis der „Reife“ zu erhalten. Dieser Nachweis ermöglichte mir sogar noch im Jahre 1948 eine Immatrikulation an der Universität in Bonn, die ich allerdings auf Grund widriger Umstände dann doch nicht ausnützte.

Ein Jahr blieb ich als Arbeitsmaid in Grünhoff. Wir lernten das Samland auf Wanderungen kennen, außerdem das Schönste, was ich bisher gesehen hatte: Nidden und die Kurische Nehrung.

Als die RAD-Zeit (Reichsarbeitsdienst) zu Ende war, fuhren wir über Königsberg und nach unvergesslichen Tagen in Danzig, wieder zurück ins „Reich“.

Ich hatte nach meiner Rückkehr ins Elternhaus das Problem zu meistern, was willst du tun? Was willst du werden? Ich fand, dass es während meiner Schulzeit wohl eins gewesen war, jetzt wusste ich aber genau, ich wollte wieder nach Ostpreußen!

Von einem Studium war eigentlich nie gesprochen worden. Die Rückkehr ergab sich aus dem Angebot einer

freigewordenen Rendantenstelle bei der Gutsverwaltung Sieslack, Kreis Preußisch Eylau.

Mein Traum ging in Erfüllung – Sieslack wurde mir Heimat. Ich fand in Elsa v. Heyden eine mütterliche Freundin und in ihrer Tochter Karin eine gute Kameradin.

Nach einem wunderbaren Jahr in Sieslack entschloss ich mich Landwirtschaft zu studieren, um für immer in Sieslack bleiben zu können. Aus Rücksicht auf meine Eltern belegte ich die ersten zwei Semester an der landwirtschaftlichen Fakultät in Leipzig.

Die Studentenzeit hinterließ keinen tiefen Eindruck bei mir. Alles war überschattet von den Kriegseignissen, außerdem litt ich unter der großen räumlichen Trennung von meinem geliebten Ostpreußen.

Nach meiner Diplom-Vorprüfung musste ich ohnehin, wie so viele, das Studium abbrechen. Ein guter Grund, meine bisherige versäumte landwirtschaftliche Grundausbildung nachzuholen. Auf Vermittlung einer Kommilitonin fand ich eine Stelle als landwirtschaftlicher Lehrling auf Hof Uhlhorn bei Drentwede in Niedersachsen. Und damit begann eine schwere Zeit für mich.

Ankommen und 3 Tage hinter der Egge, hinter flott gehenden Hannoverschen Warmblütern, auf losem Acker in der strahlenden Oktobersonne des Jahres 1943 – nichts auf der Welt ist mir seit dem wieder so schwer geworden. Ich packte aber trotzdem nicht sofort wieder die Koffer sondern blieb, wurde langsam kräftiger und konnte es bald in allen Arbeiten, besonders beim Pflügen, mit den jungen Männern aufnehmen.

Oft schrieb mir Frau v. Heyden, ich solle zurückkommen, vor allem, als im Frühjahr und Sommer fast täglich die Bombengeschwader über uns hinwegzogen und wir unter den Angriffen der im Tiefflug zurückkehrenden Begleitjäger und „Jabos“ zu leiden hatten. Nachdem ich aber die erste Zeit auf Uhlhorn in meinen Augen so heldenhaft durchgestanden hatte, war ich entschlossen, meine Lehre auch hier zu beenden.

Im August machte der Russe den ersten Vorstoß nach Ostpreußen hinein – Gumbinnen wurde von ihm erobert. Ich verfolgte die Nachrichten im Radio fieberhaft und der Fall von Gumbinnen wurde für mich zum Signal: Jetzt musst Du nach Hause nach Sieslack zurück!

Der Chef, Herr Uhlhorn, wollte mich nicht vor Ablauf meiner Lehrzeit weglassen – das wäre erst im April 1945 gewesen. Da wurde ich krank, fühlte mich entsetzlich elend, musste das Bett hüten und sie ließen einen Arzt kommen. Dieser konnte organisch keine Krankheit feststellen. Seine Diagnose hieß, - freundlicherweise – Heimweh- und er gab Uhlhorns den Rat, mich ziehen zu lassen, da von mir in Zukunft doch keine Leistungen mehr zu erwarten seien.

Am 10. Oktober 1944 durfte ich fahren. Zunächst von Drentwede nach Dessau, um hier die Sommersachen aus und die Wintersachen einzupacken. Mutter machte mir keine Schwierigkeiten – sie erkannte wohl, dass ich durch nichts aufzuhalten sein würde. Ich machte nur auf der Durchreise in Dessau Station.

Zur gleichen Zeit ging der Urlaub von Rolf Alex zu Ende. Er musste zurück nach Thorn, wohin er ab Halle/Saale via Königsberg zu gelangen dachte. Unsere Mütter meinten,

wir könnten also zusammen fahren und wir ließen es dabei. Unsere Wege trennten sich aber gleich nach der Abfahrt in Halle, denn Rolf war Offizier und ich nur Zivilistin. Leider hatte mein Zug in Berlin so viel Verspätung, dass ich den D-Zug nach Königsberg nicht mehr erreichte. Also quetschte ich mich und mein Gepäck in den nachfolgenden, völlig überfüllten Bummelzug und fuhr 13 Stunden bis Königsberg, was mit aber überhaupt nichts ausmachte.

Am Vormittag des 13. Oktober 1944 kam ich bei Strahlendem Sonnenschein in der ostpreußischen Metropole an. Während ich – nach telefonischer Anmeldung in Sieslack – auf meinen Zug wartete, sah ich Rolf die Treppe heraufkommen, um seinen Thorner Zug zu erreichen. Ich rief ihn an, um mich zu verabschieden, er musterte mich von oben bis unten und erklärte dann, ich sei verrückt und solle ja nicht glauben, dass er oder sonst jemand mich hier wieder herausholen wolle oder könne!

Für mich war diese Bemerkung momentan ohne Bedeutung, denn ich hatte es ja glücklicherweise gerade geschafft hier zu sein. Er bekam also eine etwas schnippische Antwort und wir trennten uns mit nicht eben freundlichen Gefühlen füreinander.

Ich genoss die Fahrt durch Ostpreußen bei strahlendem Sonnenschein in dem Gefühl, endlich dahin zu kommen, wo ich hingehörte.

Auf dem Salwarschiener Bahnhof erwartete mich Karin mit dem Fahrrad. Ein Fuhrwerk hatte sie mal wieder nicht bekommen können, - die Kartoffeln gingen vor. Es war wie immer und ich war glücklich! Ich war da, wo ich hinwollte, aber warum?

Jeder einigermaßen vernünftige Mensch sah das Ende voraus, vielleicht nicht so ein furchtbares Ende, aber immerhin keinen Sieg unserer Fahnen mehr. Was also trieb mich zu dieser Zeit hierher nach Sieslack? Ich weiß es nicht, es war wohl das, was man Schicksal nennt. Ich bin heute noch froh darüber, dass ich es tat und bereue nichts! Alles würde ich heute noch einmal genauso tun, selbst wenn ich das Kommende wüsste!

Weihnachten 1944 in Sieslack war wunderschön, wie überhaupt der Herbst und Winter dieses Jahres in Ostpreußen von besonderer Schönheit und Leuchtkraft war, und dies letzte Weihnachten ein Fest wie im tiefsten Frieden.

Karin war nicht mehr in Sieslack, sie fuhr am 1. November nach Swinemünde zu ihrer Tante Käthe, der Schwester ihres Vaters Hans-Wolf v. Heyden. Dort hatte sie ohnehin den größten Teil ihres Lebens verbracht.

Bei uns war dafür der „Master“*, Trainer Willi Kerpen. Er hatte Heydens schon viele Winter Gesellschaft geleistet, in diesem Jahr aber eigentlich gar nicht kommen wollen. Er unterbrach in Sieslack nur die Reise zu anderen Freunden für ein paar Tage, schob die Abreise dann aber immer wieder hinaus, bis es zu spät war noch irgendwohin zu fahren. Der Master hatte – wie immer – einen seiner Jockeys mitgebracht, der in der Winterpause unsere Vollblüter bewegen sollte. Helmuth Stephan war 18 und stammte aus Zoppot. Wir nannten ihn „Kuschel“.

Der Winter 1944 brachte viel Schnee und große Kälte – ich entsinne mich eines Nachmittags, an dem ich in Bensen beim Bürgermeister unsere Lebensmittelkarten abgeholt hatte.

*Trainer für Rennpferde

Während Frau Höpfner und ich noch die Karten abzählten, setzte so ein Schneetreiben ein, dass ich schon bei Höpfners Hof Mühe hatte, den Fahrweg zu finden. Ich hatte 1,5 Km vor mir und konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Irgendwie schaffte ich es dann doch, und auf halbem Wege, als ich mich gerade wieder aus einer Schneewehe herausarbeitete, kam mir Kuschel entgegen, der sich Gedanken über mein langes Ausbleiben gemacht hatte. Gemeinsam ging es dann natürlich leichter

Im Übrigen liefen bis Weihnachten die Tage fast normal. Früh aufstehen, Pferde bewegen, nach Landsberg zum Einkaufen fahren und alles, was wir sonst im Winter auch immer getan hatten. Nur ab und zu spürten wir die Nähe des Krieges – so, als spät abends das Telefon klingelte und wir aufgefordert wurden, nach Schönwiese zu schicken. Dort sollte der Kämmerer, der gleichzeitig Führer der Landwacht war, benachrichtigt werden. Es seien auf dem Schönwieser Gelände Partisanen abgesprungen und er solle sofort eine Suchaktion ansetzen!

Da nur Frau v. Heyden und ich noch auf waren, als der Anruf kam, nahm ich unseren Troll am Halsband und lief mitten in der Nacht die 3 km bis Schönwiese und zurück, um Zimmermann diese Nachricht zu überbringen.

Troll war dabei nur ein sehr relativer Schutz. Er war zwar groß und grau und sah aus wie ein Wolf, das war aber auch alles. Bei einem Ständchen, das er in dunkler Nacht einer Angebeteten brachte, muss ihm ein erbostes, in seiner Nachtruhe gestörtes Herrchen eine Ladung Schrot verpasst haben. Er suchte jedenfalls mit D-Zug-Geschwindigkeit das Weite, wenn es irgendwo nur andeutungsweise knallte.

Er konnte sich selbst die Türen öffnen und verkroch sich dann angstzitternd irgendwo in den Ställen, alles natürlich sperrangelweit hinter sich offen lassend, was besonders nachts und im Winter nicht gerade angenehm war.

Bei dieser Partisanengeschichte hatten wir den ersten Toten zu beklagen. Es war Otto Wittstein, der Schmied in Salwarschienen. Er hatte sich bei der Umzingelung der tatsächlich abgesprungenen Partisanen (eine Frau und zwei Männer) unvorsichtig verhalten und war von ihnen erschossen worden. , aber auch ein Schock für uns alle.

Ich hatte noch nie einen Toten gesehen und entschloss mich, nach Salwarschienen zu gehen und ihn mir anzusehen. Ich glaubte wohl, meine Angst vor dem unbekanntem Tod sei nicht mehr so groß, wenn sein Gesicht mir bekannt sei. 10 Minuten war ich dann mit dem Toten allein, sie hatten ihn in seinem Schlafzimmer auf das Bett gelegt – und es schien mir eine Ewigkeit. Es dämmerte, die Konturen verwischten sich und mir war sehr unheimlich. Ich betete laut ein Vaterunser, bevor ich wie gehetzt die Treppe herunter lief und nach Hause eilte.

Auf dem Rückweg von Salwarschienen nach Sieslack begegneten mir Frau v. Heyden und der Master, die sich wegen meines langen Ausbleibens Sorgen gemacht hatten. Sie verboten mir, nach Anbruch der Dunkelheit noch den Hof zu verlassen, da es draußen zu unsicher geworden sei. Ich fand es eigentlich etwas übertrieben, denn damals kannte ich noch keine Angst.

Am 28. Dezember 1944 hatten wir noch eine Hasenjagd in Salwarschienen, die eine Strecke von 28 Hasen brachte. Am 29. Dezember warf ‚Elba‘ eine unserer

Kutschperde, ihr erwartetes Fohlen, ein Stutchen, (es war eine ostpreußische Eigenart an viele Worte die Endung „chen“ anzuhängen) Dunkelfüchlein mit einer Blesse und 4 weißen Füßchen, ganz die Mama.

Anfang Januar fuhr ich mit einigen der erlegten Hasen nach Königsberg, um sie dort traditionsgemäß bei Verwandten und Freunden abzuliefern. Man spürte noch nichts von dem kommenden Sturm. Alles lief noch seinen gewohnten Gang, in der, nun auch angeschlagenen, Stadt. Es fiel mir auf dem Hauptbahnhof allerdings auf, dass alle Züge nach Westen überfüllt waren, und viele Vor- und Nachzüge eingesetzt wurden. Aber was ging es mich an! In Salwarschienen holte der Master mich mit der Gig ab – sehr angenehm bei dem Schneetreiben!

Silvester 1944 war ein Tag wie jeder andere auch. Ich hatte mir in Landsberg etwas Alkohol besorgt und daraus unter Anleitung von Fräulein Kilanowski einen Eierlikör gebraut. Heydens und Lieselotte Spiekermann (eine geborene v. Hatten, eine Nichte von Frau v. Heyden) waren frühzeitig schlafen gegangen. Auch die anderen Hausbewohner hatten den Jahreswechsel nicht abgewartet. Ich saß ganz allein in Karins Wohnzimmer am Schreibtisch und schrieb Briefe. Es war sehr gemütlich so beim Schein der Petroleumlampe, nur fühlte ich mich doch sehr allein. Ich habe es nie vermisst, dass Sieslack keinen Stromanschluss hatte – Salwarschienen übrigens auch nicht, erst auf dem Bahnhof gab es elektrisches Licht. Wir saßen abends bei Petroleumlicht, nicht zu lange nach Möglichkeit, denn sonst nahm man am nächsten Morgen eine längere Strafpredigt unseres Dieners Hamli in Kauf. Fließendes Wasser bekamen wir vermittelt einer mit Benzin betriebenen Pumpe und unser Radio wurde von einem Akku

gespeist oder wir hatten Kopfhörer oder Detektor, wie Karin und ich zum Beispiel. Mit dem Detektor hörte ich an diesem Silvesterabend noch Paul Hartmann den ‚Cornett‘ lesen, ehe ich um Mitternacht zu Fr. Kilanowski ging, um mit ihr und meinem Eierlikör auf das Jahr 1945 anzustoßen. Wir plauderten noch ein wenig, dann ging ich zurück auf mein Zimmer.

Nach einem Weilchen hörte ich Kuschel nach Hause kommen. Er hatte im Dorf bei einer Silvesterfeier Musik gemacht, wie ich wusste. Er klopfte und ich ließ ihn herein. Wir stießen miteinander an und ich freute mich, dass da nun doch noch jemand war, mit dem ich reden konnte und meine Einsamkeit teilen. Er blieb bei mir bis zum Morgen.

Ich war 22 und bis dahin das, was man un- schuldig nennt. Ich wusste nichts, hatte keine Ahnung von der Liebe und den Männern und glaubte, von einem Kuss bekäme man schon ein Kind. Als ich nach Sieslack kam, hörte ich zum ersten Mal über diese Dinge reden, ganz offen sogar. Zunächst verstand ich natürlich kein Wort, aber mit der Zeit begriff ich, wenigstens theoretisch, was da geredet wurde. Die anderen allerdings hatten sehr schnell heraus, was für ein dummes Küken ihnen da beschert worden war und machten sich ab sofort ein Vergnügen daraus, mich in Verlegenheit zu bringen. Nach meiner Rückkehr schien aus dem gewohnten Gespött aber doch ein gewisses Mitleid mit zu schwingen. „Für wen willst Du Dich verwahren? Für wen rein bleiben? Für den Russ?“ Immer wieder kehrten solche Gespräche zu dem Punkt zurück, dass ja dann ein Russe der erste bei mir sein würde! Aus diesem Konflikt, meine Erziehung einerseits und das Wissen um das Kommende andererseits, löste sich ganz von allein und so einfach das Erlebnis dieser Silvesternacht.

Helmut nutzte die Situation in der ich mich befand niemals aus. Er blieb, wie er vorher war: Besorgt um mein Wohlergehen und ritterlich, dabei spielte es gar keine Rolle, dass er 4 Jahre jünger war.

Das Leben ging weiter. Es häuften sich jedoch die Vorzeichen, die auf das Ende hingen. Eines Abends Anfang Januar, erschienen ein Wachtmeister mit zwei Feldwebeln und mehreren Unteroffizieren bei uns und baten um Quartier für sich und ihre Leute. Da wir bis dahin noch kaum Flüchtlinge im Haus hatten, stellten wir ihm und seinen höheren Untergebenen das Büro und das Wohnzimmer zur Verfügung. Die Mannschaften würden sich bei unseren Leuten verteilen, meinte er. Ich machte die Tür auf, um mich draußen umzusehen, und prallte zurück. Der Hof war voller Soldaten, die alle russisch sprachen! Entsetzt wandte ich mich zurück, erwartend, das Ende sei bereits gekommen! Aber er beruhigte uns. Es seien Hiwis, die alle zu deutscher Disziplin erzogen seien. Nun was das bedeutete erfuhren in erster Linie unsere Leute, bei denen die Hiwis ohne Anfrage die Fußböden belegt hatten, wo immer sie eine Tür offen fanden. Diese Hiwi-Invasion war der Auftakt für das hektische Kommen und Gehen der nächsten Wochen.

Es kamen zunächst immer mehr Flüchtlinge. Der Hof stand voller Treckwagen, die Ställe voller fremder Pferde (die uns zu allem Überfluss noch die Druse eingeschleppt hatten) und im Haus waren alle Zimmer belegt. Heydens hatten sich mit dem Master* in das Schlafzimmer zurückgezogen und Helmut und ich landeten schließlich auf dem Fußboden des Ankleidezimmers. In fast allen anderen Räumen wohnten Flüchtlinge und durchziehende Soldaten. Nacht für Nacht brannte Feuer unter dem großen Waschkessel, um heiße

Suppe für die Trecks und Wehrmachtseinheiten bereitzuhalten, die Sieslack nur durchfuhren.

Jede Nacht patrouillierten Helmut und ich durch die Scheunen und Ställe, um den übermüdeten in Heu und Stroh einschlafenden Flüchtlingen und Soldaten die brennenden Zigaretten wegzunehmen und die Kerzen zu löschen – ein Brand hätte jetzt mitten im Winter eine Katastrophe für alle bedeutet.

Russische Flieger begannen tagsüber in Tätigkeit zu treten und warfen ihre kleinen Bomben wahllos in die Gegend. Das verstörte unsere Leute so sehr, dass sie am Tage fast nur noch im Keller anzutreffen waren. Vieh und Pferde wurden von unseren russischen Kriegsgefangenen versorgt, die von ihrem Marsch nach Preußisch Eylau zur Sammelstelle noch in derselben Nacht wieder zurückgekommen waren.

Unser Schweizer, Kurt Karp, der lange mit einer Verwundung unbrauchbar (nicht kriegsverwendungsfähig) gestellt war, hatte eines Tages zum Volkssturm abmarschieren müssen. Kritisch wurde die Wasserversorgung der Ställe. Da wir keinen elektrischen Strom hatten, musste das Wasser für das Vieh mit dem Göpel aus der Elm gepumpt werden. Es fand sich niemand der Pumpen wollte. Saß man nämlich auf dem Göpel, um die Pferde in Gang zu halten, so konnte man nicht hören, ob feindliche Flugzeuge kamen. Wenn man sie erst sah, war es ganz bestimmt zu spät, noch in Deckung zu gehen. Helmut und ich pumpten abwechselnd, bis eines Tages der Master und mit ihm der Bürgermeister von Grünwalde bei Stallupönen (sie waren bei uns im Zuge der Evakuierung einquartiert) dazu kamen. Ein heftiges Donnerwetter entlud sich über uns beiden, die wir doch

gedacht hatten, Wunder was für Helden zu sein! Nun fanden sich auch ein paar beherzte Männer, die das unangenehme Amt übernahmen.

In dieser Zeit lag noch immer ein geladener Browning neben dem Telefon im Flur, für alle Fälle, wie Papinchen zu mir sagte, und ein Trommelrevolver war im Stutenstall versteckt, mit Munition, versteht sich. Nur kam nachher niemand mehr dazu, ihn zu holen.

An einem Nachmittag, als ich von einem Rundgang zurückkam, fand ich im Haus einen flegelhaften Oberleutnant vor, der mit einigen Feldwebeln gerade dabei war, die Flüchtlingsfamilien aus dem Esszimmer hinauszuerwerfen, um Platz für sich und seine Leute zu schaffen. Ich hatte auf dem Weg über den Hof keine Soldaten gesehen und geriet nun auf Grund meiner Behauptung, er wolle ja nur in Ruhe einen Fluchtweg aussuchen, mit dem Herrn heftig aneinander. Ich machte schließlich von unserem Hausrecht Gebrauch (was glauben sie denn, wen sie vor sich haben?) und warf ihn hinaus – was mir auch tatsächlich gelang.

Heydens kümmerten sich zu diesem Zeitpunkt schon um nichts mehr, sie hatten mit allem abgeschlossen und warteten nur noch auf das Ende. Aktiv waren nur noch der Master, der täglich nach Salwarschienen ritt oder ging, und wir, Helmut und ich.

An ständiger Einquartierung hatten wir im Hause Feldgendarmarie, die sich sehr zurückhielt, und Pioniere. Katastrophale Formen begannen die sanitären Verhältnisse anzunehmen. Unsere Pumpe schaffte einfach das Wasser nicht mehr für diese vielen Menschen.

Eines Tages fand sich ein Leutnant bei uns ein, der verzweifelt seine Truppe suchte. Er gehörte zur Panzerdivision „Großdeutschland“, deren Reste wir später rechts und links der Chaussee zwischen Markhausen und Reddenau liegen sahen. Der Junge war zu Hause bei seinen Eltern im Ruhrgebiet gewesen und hatte diesen vorzeitig abgebrochen, als der Russe in Ostpreußen anfang aktiv zu werden. So etwas gab es also auch noch.

Sonst war alles durchaus unerfreulich. Wenn man sich an die Petershagener Chaussee stellte, auf der in endlosen Kolonnen Soldaten auf LKW, PKW und K-Rädern an einem vorbeizog, so entdeckte man zwischen ihnen einen Landser, dem man den Offizier von weitem ansah. Der Master regte sich an einem Abend darüber so auf, dass er nie wieder an die Chaussee ging, obwohl wir von verschiedenen LKW's großzügig mit Schokolade, Zigaretten und Lebensmitteln bedacht wurden. Die Begleitmannschaften behaupteten, das läge in Lötzen alles auf der Straße herum und man brauchte es nur aufzusammeln. Das Verpflegungslager sei dort in die Luft gejagt worden.

Eines Nachts trafen wir bei unserem Rundgang einen Panzergrenadier, der uns um warmes Essen für sich und seine Kameraden bat. Wir füllten ihm die Kochgeschirre mit heißer Suppe aus dem großen Kessel und halfen ihm dann das Brot tragen. Wir gingen mit ihm über den Hof bis hinter die 2. Scheune. Zu unserem Erstaunen stand dort ein Tigerpanzer ganz allein, zu dessen Besatzung der Landser und die Kochgeschirre gehörten. Sie seien auf der Suche nach ihrer Einheit – nun wir hatten das Gefühl, als ob sie durch ihre nächtlichen Unternehmungen dieser lieber aus dem Weg fuhren! Helmut verschwand nach diesem Intermezzo in

Richtung Haus – er sei zu müde und wolle schlafen. Ich ging langsam auch zurück, aber auf einem anderen Weg. Als ich fast am Haus war, drehte ich mich noch einmal um zu einem letzten Blick über den Hof. Alles war ruhig und dunkel – da, huschte dort nicht eben eine Gestalt hinter den Kutschstall? Ich ging dem Schatten nach – auf dem Hof hatte nachts außer mir niemand etwas herum zu huschen.

Hinter dem Haus des Kämmerers, auf dessen Benser Seite Frau Karp mit ihrer kleinen Tochter wohnte, hörte ich es flüstern und klopfen. Ich ging näher heran – es war Kurt Karp, der Schweizer! Sie hatten ihm ein Gewehr und 30 Schuss Munition gegeben, erzählte er. Damit sollte er sich in den Graben legen und die Russen so lange aufhalten, bis die regulären Truppen wieder in Stellung gegangen waren. Als alter Landser machte er diesen Wahnsinn natürlich nicht mit, nahm die Knarre unter den Arm und marschierte sofort los, nach Hause! Frau Karp meldete sich erst, nachdem sie meine Stimme neben seiner erkannt hatte – ihn hätte sie noch den Rest der Nacht draußen stehen lassen, soviel Angst hatte sie!

Mitte Januar, an einem sehr kalten, klaren Wintertag fassten wir den Entschluss, unsere Vollblüter zu erschießen. ‚Gentiana‘ und ‚Santa Feé‘ waren schon im Oktober getötet worden, obgleich es verboten war, Pferde zu erschießen. Aber was war schon nicht verboten und kümmerte sich immer darum? Ich holte also den Gärtner Grintsch aus Salwarschienen, der dieses Amt bei uns versah und zu diesem Zweck offiziell mit einem Gewehr ausgerüstet war. Auf dem Rückweg nahm ich gleich den ‚Gordon‘ mit. Helmut führte ‚Goldlack‘, Horst ‚Geranium‘ und Oskar Klein ‚Sankt Flory‘. Wir brachten sie zum Mühlenwald, wo Grintsch sie auf dem Weg, gleich neben der Brücke über die Elm, erschoss. Helmut holte

noch ‚Gilia‘, die tragend war, - die Kleinjungen sollten noch ‚Atlas‘ und unseren 3jährigen, sehr heftigen Warmbluthengst holen. Ich kniete neben dem Goldenen nieder und weinte, das erste und letzte Mal in dieser und kommender Zeit.

Nie wieder würde es in Sieslack solche Pferde geben! Nie wieder würden wir hier fröhlich sein können – nie wieder mit den Pferden, Fohlen und Hinden unbeschwert und sorglos über die Koppel tollern. Nie wieder würde ich einen Platz auf der Erde so lieben wie Sieslack, nie wieder würde ich irgendwo eine Heimat finden. Hier blieb mein Herz und meine Sehnsucht trägt mich in einsamen Stunden immer wieder zurück.

Helmut kam mit ‚Celia‘ – sie starb schwer. Wir warteten noch auf Horst und Oscar mit ‚Atlas‘ und wollten dann auf den Kapellenberg (dem Erbbegräbnis der v. Hattens, den Eltern der Elsa v. Heyden), um die Kapelle abzuschließen, nachdem die Polen den letzten Hafer dorthin gefahren hatten.

Wir standen am Waldrand und sahen über die Wiesen nach Bensen hin, als Flugzeuge ziemlich niedrig auf uns zukamen. Wir warfen uns sofort hin, weil wir inzwischen erfahren hatten, dass diese beinahe lächerliche kleinen Bomben bei den Russen schon fast vor dem Aufprall explodierten und die Splitter dann im großen Umkreis, jedoch verhältnismäßig hoch, umherstreuten. Als sie vorbei waren und wir wieder auf den Füßen standen, hörten wir jemanden rufen. Horst! – war mein erster Gedanke, während wir schon zurückliefen dem Rufen nach. Wir fanden ihn kurz vor der Biegung des Weges in den Mühlenwald. Er lag dicht an der Böschung auf dem Rücken. Als er die Flugzeuge hörte, war es wohl schon zu spät zum Hinwerfen gewesen, und so hatte er

einen großen Teil der Splitter in den Rücken bekommen, da die Bombe in halber Höhe der kleinen Böschung aufgeschlagen war. Ich lief schnell zurück ins Haus, irgendwoher bekam ich einen Schlitten und Soldaten der Feldgendarmarie waren uns behilflich, Horst nach Hause zu seiner Mutter zu bringen.

Wieder musste ich vorauslaufen, um sie vorsichtig auf die Heimkehr ihres Sohnes vorzubereiten. Als ich hinkam, stand sie schon auf der Treppe vor der Haustür und rief: „Min Jung, min Jung.“ Oscar war zu Hause und hatte uns nur sagen wollen, dass sie mit dem Hengst nicht fertig würden und wir nicht mehr auf sie warten sollten. Horst starb noch am selben Nachmittag, trotz ärztlicher Hilfe. Als ich danach nochmal rüber kam, fand ich Liese und Gustav Klein völlig verzweifelt und unfähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Jetzt waren uns die russischen Kriegsgefangenen eine große Hilfe. Sie betteten Horst um, sie gruben das Grab- bei dem steinhart gefrorenen Boden eine sehr schwere Arbeit - und die Polen zimmerten den Sarg und ein Kreuz dazu. Hamli fand auch tatsächlich noch einen Pfarrer, der – obgleich schon mit einem Bein im Schlitten – Horst noch sehr schön eingeseget hat.

Am 1. Februar ließ Herr Zimmermann, ein Flüchtling, der bei uns schon sein 2. Quartier gefunden hatte, vormittags anspannen, um zu versuchen, doch noch nach Westen durchzukommen. Er nahm Frau Spiekermann und ihre kleine Tochter mit. Herr Spiekermann war gekommen, um sie durch Ostpreußen zu lotsen, wie er es versprochen hatte. Er war irgendwie im Führerhauptquartier beschäftigt und über die Lage in Ostpreußen genau im Bilde.

Helmut und ich sollten auch mitreiten, aber wir wollten nicht. Ich betrachtete die Sache von vornherein als aussichtslos und verspürte wenig Lust, bei der Kälte womöglich wochenlang unterwegs zu sein. Ausschlaggebend aber war, dass ich Heydens nicht allein und überhaupt Sieslack nicht verlassen wollte, Helmut blieb aus ähnlichen Gründen – der Master hatte in den letzten Tagen viel von seiner Spannkraft verloren.

Herr Spiekermann hat sie übrigens tatsächlich raus gebracht – bei meiner Rückkehr ins Elternhaus fand ich eine Karte von Frau Spiekermann vor, die Ende Februar in Itzehoe aufgegeben war.

Am 1. Februar 1945 morgens war das Zimmermannsche Fuhrwerk abgefahren – nachmittags ging bei uns der Zauber los. Eigentlich schon mittags, denn als wir beim Mittagessen saßen, es gab Bratklops und Himbeeren als Nachtisch, hörten wir schon MG-Feuer und die schweren Abschüsse von Panzern. T34, wie wir mit einem Blick aus dem Fenster feststellen konnten. Die letzten Landser, die noch bei uns einquartiert waren – Pioniere mit einem Feldwebel als Chef – waren mit Brückensprengen beschäftigt. Als ich kurz vor Mittag aus dem Kutschstall kam, stand der Feldwebel auf der Treppe und sah so seltsam aus, dass ich ihn fragte, ob er krank sei. Nein, meinte er, das nicht, aber der Russe sei bereits in Jegoth (3 Km entfernt) und rücke auf Sieslack vor. Ich beschwor ihn, die Brücke im Dorf nicht zu sprengen, da es ohnehin sinnlos sei und ich um unsere Fensterscheiben fürchtete. Er versprach mir auch, es nicht zu tun.

Ich stand nun mit dem Glas Himbeeren in der Hand am Fenster – nur der Master und ich hatten überhaupt etwas

gegessen – als mir mit lautem Knall die Fensterscheiben entgegenfielen. Einen Augenblick später sah ich die Pioniere hinter Kleins Haus in Richtung Norden verschwinden.

An diesem Tag besetzten die Russen Salwarschienen, weil dort der Bahnhof war, außerdem Nerfken, Petershagen, Powarschen und Markhausen. Nur Sieslack war umgangen worden.

In diesem Augenblick am Fenster, der nun wirklich den Anfang vom Ende einleitete, fiel mir ein Gedicht von Ina Seidel ein:

Unsterblich duften die Linden –
was bangst Du nur?
Du wirst vergeh'n und Deiner FüÙe Spur
wird bald kein Auge mehr im Staube finden.
Doch blau und leuchtend wird der Sommer steh'n und wird mit
seinem süÙen Atem weh'n
gelingt die arme Menschenbrust entbinden.
Wo kommst Du her? Was liegt an Dir?
Unsterblich duften die Linden.

Unsere russischen Kriegsgefangenen gingen sofort nach Salwarschienen, um ihre Landsleute zu begrüÙen. Auch den Master plagte die Neugierde, sie schickten ihn aber umgehend nach Sieslack zurück.

Am nächsten Morgen erschienen drei berittene sowjetische Offiziere, um in Sieslack nach Waffen zu fahnden. Sie waren soweit ganz höflich, nahmen nur als einziges Beutestück meinen Ledermantel mit, dessen unergründliche Taschen ich ahnungsvoll einen Tag vorher ausgeräumt hatte.

Der 2. und 3. Februar verlief ohne russische Besuche. Karp und ich versorgten den Kuhstall, der Master und Helmut die Pferde und „Pohlchen“ blieb seinen Schweinen treu.

Am 4. Februar, einem Sonntag, war es dann soweit. Karp und ich waren gerade mit dem Füttern fertig – ich war noch oben auf dem Heuboden, wo ich das Heu heruntergeworfen hatte, als Frau Karp aufgeregt in den Stall gestürzt kam. Der Hof sei voller Russen und wir müssten in einer Stunde räumen, da Sieslack Kampfgebiet würde! Wie ich später erfuhr, war Landsberg an diesem Sonntag zum 3. Mal von deutschen Soldaten befreit worden und die Kämpfe zogen sich bis in unsere Gegend – 9 km südöstlich von Landsberg – hin.

Als wir aus dem Stall kamen, waren die Flüchtlinge bereits abgefahren. Kein Treckwagen stand mehr auf dem Hof, auf dem vorher kaum durchzukommen gewesen war. Nur Russen waren zu sehen, wohin man auch blickte. Sie bauten offensichtlich in Eile eine Stellung aus, gruben und räumten und hantierten mit Geschützen und sonstigem Kriegskram.

Ich holte mir Dimitri - den einzigen russischen Kriegsgefangenen der genügend Deutsch konnte, um als Dolmetscher zu fungieren – vom Wagen, den er gerade abfahren wollte. Er kam auch tatsächlich mit und wir gingen ins Haus, überall umringt von Soldaten der crasni armi, denen Dimitri dauernd etwas von carascho secretaria zurief, wenn er merkte, dass mich einer anfasste.

Im Haus waren sie bereits dabei Möbel, Betten und Geschirr aus dem Fenster zu werfen, um Platz für sich und ihre Geräte zu schaffen. Überall haben sie es so gemacht. Wo wir hinkamen lagen Möbel und Betten auf der Straße und die Soldaten in den Häusern auf dem blanken Fußboden.

Ausgerechnet mein Schlafzimmer, den kleinsten Raum im ganzen Haus, hatte sich der russische Kommandant als Befehlsstand ausgesucht. Durch Dimitri stellte ich ihm unsere Lage vor. Kleine Kinder, alte Leute, die Kälte, die Ungewissheit und nur 1 Stunde Zeit und nichts mitnehmen dürfen! Wir erreichten tatsächlich, die Erlaubnis mitzunehmen, was wir aufladen konnten und so viel Zeit, bis wir damit fertig waren.

Dimitri fuhr mit dem nächsten Wagen vom Hof und ich machte mit Helmut für uns den kleinen Kastenwagen fertig. Angespannt wurden ‚Columbine‘ und ‚Mantua‘, nicht unsere eingefahrenen Kutschpferde, da ‚Elba‘ gerade ihr Fohlen bekommen hatte und wir dem kleinen Ding die Fahrt ins Ungewisse natürlich nicht zumuten konnten. Alle Pferde bekamen noch einmal die Krippe voll Hafer und die Raufe voll Heu sowie tüchtig zu saufen. Dann ging ich ins Haus um Decken, Pelze und unsere paar Habseligkeiten und Lebensmittel zu holen, während Helmut den Pferden die Stollen unterschraubte und anspannte. Auch wollte ich den Master suchen, der plötzlich verschwunden war. Ich konnte aber weder das eine, noch das andere tun.

Gerade hatte ich ein paar Pelzdecken und Mäntel durch das Ankleidezimmer auf den Wagen geworfen, als ich etwas Hartes im Rücken spürte. Einen Augenblick blieb mir die Luft weg, dann drehte ich mich langsam um und sah mich einem Russen mit schussbereiter MPI gegenüber. Er bedeutete mir, ich solle ihm die Schlüssel zu sämtlichen Schränken geben, sonst... seine Geste ließ keinerlei Zweifel über dieses ‚sonst‘ aufkommen!

Frau v. Heyden hatte mir noch am Morgen gezeigt, wo der Schlüsselkorb stand, aber im Augenblick war ich so verschreckt, dass es mir partout nicht einfiel. Ich begann fieberhaft und ziellos zu suchen, immer mit dem brummenden Russen und seiner MPI hinter mir, bis mir auf einmal die Erleuchtung kam. Ich drückte dem Mann den Korb in die Hand und trat schleunigst den Rückzug an, unter Verzicht auf Wäsche, Kleider und alles, was ich eigentlich noch hatte einpacken wollen.

Am Morgen dieses für uns so entscheidenden Tages hatten sich die Polen von uns verabschiedet. Drei von ihnen waren noch in Sieslack beschäftigt: Der große Stanislaus, unser Schreiner, der kleine Stanislaus als sein Gehilfe und der sogenannte Kratzer, er war in seiner Heimat Chausseearbeiter (Chausseekratzer nannte man das in Ostpreußen) gewesen. Der große Stanislaus hielt uns eine Abschiedsrede, in der er sich bedankte für die gute Behandlung, die ihnen in Sieslack zuteil geworden war. Auch verlieh er seiner Sorge, ja Angst vor der kommenden Zeit unter den Russen Ausdruck. Danach küssten sie Frau v. Heyden und mir die Hand und alle drei drehten sich unter vielen Verbeugungen aus der Tür des Schlafzimmers. Es war grotesk: Die einen verabschiedeten sich per Handkuss und die anderen begrüßten uns mit entsicherter MPI!

Unser Wagen stand indessen vor dem Milchkeller. Helmut hatte Decken und Pelze aufgelesen und aufgeladen, außerdem noch Frau Steinort, die Frau unseres Lehrers, mit ihren 4 Kindern. Sie war allein, ihr Mann Soldat und sie bat uns flehentlich, sie und die Kinder mitzunehmen, da sie sonst ja niemanden hätte zum Mitfahren. Wir nahmen sie selbstverständlich mit. Aber unterwegs stieg sie um auf das

größere Höpfnersche Fuhrwerk, auf dem noch Frau Stein vom Gut Schönwiese mit 3 Töchtern mitfuhr. Später, als dann die großen Razzien kamen, holten die Russen Frau Steinort von ihren Kindern weg mit dem Hinweis, Frau Stein und ihre älteste Tochter Margot könnten ja für die Kinder sorgen. Reginchen war damals 2 ½ Jahre alt, Hannelore fast 7, Hansi 12 und Uschi 13. Als die Frauen später nach Sieslack zurückkamen, nahm Frau Stein und Margot die Kinder zunächst mit nach Schönwiese. Frau Stein starb bald darauf an Typhus und Margot folgte ihr im Frühjahr 1946 nach. Nun gingen die Kinder zurück nach Sieslack und schlugen sich allein durch, bis sie ins „Reich“ geschickt wurden. Uschi und Hansi gingen arbeiten, weil sie sonst nichts zu essen bekamen und Hannelore musste Reginchen versorgen, kochen waschen usw. 1948 erst konnte ihr Vater sie im Lager Hoyerswerda abholen. Von ihrer Mutter haben sie nie wieder etwas gehört.—

Helmut rief mir zu, wir hätten noch nichts zu essen mit. In der Hoffnung, dass Fr. Kilanowski genügend für uns alle auf dem großen Wagen hatte raffte ich nur schnell ein paar Gläser Klopse aus dem Keller, fiel dabei fast über den großen Teppich aus dem Gartenzimmer, den ich auch noch auf den Wagen warf, um dann im Backofen nach dem Brot zu sehen, das – wie ich zufällig wusste - Frau Klein am Morgen geknetet hatte. Es war noch drin, aber ich fand in der Aufregung den Schieber nicht. Da ich schon wieder Russen kommen hörte, riss ich die beiden vorderen Brote mit der Hand heraus und warf sie so heiß Frau Steinort in den Schoß. Dann lief ich zum Kutschstall, um Helmut zu helfen, noch einen Sack Hafer aufzuladen. Er kam mir in der Stalltür entgegen und schrie mich an, ich solle auf der Stelle verschwinden! Gerade hätten dort russische Soldaten ein Flüchtlingsmädchen vergewaltigt.

Ich sauste um die Ecke, auf den erstbesten gerade vorbeifahrenden Flüchtlingswagen, den ein französischer Kriegsgefangener kutscherte. Bis zur Salwarschienenener Grenze fuhr ich mit und sprang dann ab, um auf unseren Wagen zu warten. Es dauerte eine Ewigkeit bis er kam. Die anderen Treckwagen, auch der große Treckwagen unserer Leute, waren schon vorbei und ich stand immer noch da. Helmut hatte so lange auf den Master gewartet, der gegangen war, um Heydens zu suchen, die – wie wir wussten, sich im Mühlenwald erschießen wollten. Er hat sie nicht gefunden, vielleicht hat er es ernstlich auch nicht gewollt – und natürlich auch nicht den Browning, den sie mithatten.

Ich musste aufsteigen und mich unter den Decken verstecken. Helmut fuhr und der Master ging neben her. In Salwarschienen hielten uns die Russen schon an, spannten die Pferde aus und gaben uns dafür zwei Panjepferdchen. Zäh kleine ‚Katzen‘, zum Glück gut im Futter, die uns mit unserem Wagen später durch ein Gelände zogen, das unsere verwöhnten Kutschpferde niemals bewältigt hätten. Auch wurde der Master hier schon seine Stiefel los und musste den ganzen Weg in Klumpen gehen, die ich, bevor ich um die Ecke verschwand, noch schnelle auf den Wagen geworfen hatte. Das hat ihn aber nicht entmutigt. Nachdem er sich entschlossen hatte, mit uns zusammen zu bleiben, waren seine Lebensgeister und seine Vitalität wieder zurückgekehrt. Ohne den Master hätten wir in Salwarschienen kapituliert, aber er gab nicht nach, munterte uns immer wieder auf und seiner Aktivität habe ich es zu verdanken, dass auch ich mich in all der Zeit nicht unterkriegen ließ. Er stand mir später in kritischen Situationen als Beispiel vor Augen, wie er zäh, mager und ungebeugt durch das Inferno marschierte. Erst die Gefangenschaft in einem Lager in Polen hat ihn zermürbt und

er ist dort gestorben, wie mir unser Kutscher Hermann Klein später berichtete.

Unter meinen Decken fast erstickend, bekam ich nur andeutungsweise mit, was alles vor sich ging. Bis wir eine Stelle erreichten an der die Chaussee Petershagen – Markhausen – Reddenau – Bartenstein einen scharfen Knick nach Nordosten macht. Auf dieser Ecke hatten sich deutsche Infanteriegeschütze und Pak (Panzerabwehrkanone, 8,8cm) eingeschossen, die sich in einem Wäldchen etwas abseits der Straße noch hielten.

Wir waren inzwischen in einen Strom von Treckwagen eingeschleust worden, die der Russe alle in Richtung Bartenstein dirigierte. Unsere Leute kamen heil durch diese Geschichte. Der Wagen vor uns erhielt einen Volltreffer und Helmut fuhr quer über den Acker, um an dieser Stelle vorbeizukommen. Das war aber nur mit unserem kleinen Wagen möglich – die langen Treckwagen waren viel zu schwer beladen und dadurch zu schwerfällig – sie stürzten meistens um bei dem Versuch, von der Chaussee herunter zu fahren. Wir sahen sie rechts und links der Straße liegen, z.T. noch voll beladen. Uns folgte wieder ein langer Wagen und von diesem erwischte es den Kutscher. Wir bekamen einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns vielleicht noch erwarten würde.

Kurz vor Markhausen wurden wir nach rechts abgedrängt und über Koppeln, Acker und die Elm nach Katzen dirigiert. Ich war inzwischen natürlich längst unter meinen Decken vorgekommen und hatte zeitweise kutschiert, während der Master und Helmut einen Weg für uns suchten. Hier auf dem Feld zwischen Markhausen und Katzen holten wir unsere

Leute ein und Hamli gab mir den letzten Brief von Frau v. Heyden – er hatte ihn mit einem an sich selbst und an den Master in seiner Stube auf dem Schrank gefunden, kurz bevor er abfahren wollte. Ich habe den Brief nicht mehr, er wurde mir in Rastenburg zusammen mit meinem Notizbuch, in dem ich Tagebuch in Stichworten geführt hatte, abgenommen. Ich weiß aber noch den Inhalt und er schloss mit den Worten: „der Herrgott behüte und beschütze Dich auf Deinem fernen Lebensweg und helfe Dir, Dein schweres Schicksal tapfer zu tragen. Es hat Dich sehr geliebt Deine Elsa Heyden.“

Kurz vor Borchertsdorf ging es wieder übers Feld, angeblich sollten die Befestigungen des sog. Heilsberger Dreiecks gesprengt werden. Wir landeten schließlich irgendwie in Katzen. Unterwegs hatte der Master schon den Karp, unseren Schweizer, als Kutscher auf den kleinen Wagen geholt. Wir hatten Sorge, die Russen würden ihn unterwegs erschießen, da er - jung und kräftig – wie ein Soldat in Zivil aussah.

Es dämmerte, als wir durch Katzen fuhren und so mussten wir hier übernachten. Es wurde eine furchtbare Nacht. Die Russen holten sich Frauen und Mädchen von den überall herumstehenden Flüchtlingswagen, auch von unserem großen Wagen. Mich hatten die Männer auf dem Boden unseres Gefährtes untergebracht, und zwei von ihnen, meistens Helmut und Karp lagen noch auf mir, kaum bekam ich noch Luft. Der Master hielt Wache, da er doch nicht schlafen könne, wie er behauptete. Gefunden hat mich so niemand – vielleicht sah unser Wagen auch zu armselig aus. Aber keiner von uns hat geschlafen, dazu waren das Geschrei und Gejammer, das Fluchen und das Schießen der Russen zu erregend und grauenvoll.

Endlich wurde es wieder Tag und die Fahrt ging weiter. Kurz hinter Katzen wurde ich meine Taschenuhr los. Die Russen wollten die Vorderpferde des großen Wagens ausspannen und konnten nur durch Versprechen von etlichen Uhren davon abgehalten werden. Die Leute hatten nur noch einen alten Wecker anzubieten und da auch der Master, Helmut und Karp nicht mehr im Besitz von solchen Wertsachen waren, kamen sie zu mir. Ich hatte noch zwei: Meine kleine goldene Armbanduhr, ein Konfirmationsgeschenk und eine Taschenuhr meines Großvaters, die ich beim Pflügen und derartigen Arbeiten zu tragen pflegte. Diese Taschenuhr gab ich also hin und wir konnten tatsächlich mit allen Pferden weiterfahren.

Die meisten Menschen, die in diesen Tagen hin und her durch Ostpreußen getrieben wurden, hatten eigentlich den Mut verloren. Ohne ein Ziel, ohne eine Vorstellung von dem, was uns erwartete, was überhaupt werden sollte, immer der Willkür dieser oder jener russischen Soldaten hilflos ausgeliefert, bildeten wir und die anderen Treckgruppen, denen die Straße und der Wagen das letzte Zuhause geblieben war, einen Haufen Gestalten, die nur aus der Nähe noch als Menschen zu erkennen waren. Nur die Mütter, getrieben von der Verantwortung und der Sorge ihrer Kinder, waren der Maßstab für einen einigermaßen geordneten Tagesablauf. Sie bestimmten, wann gehalten und abgekocht werden sollte, wann weitergefahren und wann wo übernachtet würde. Wenn nicht äußere Ereignisse jegliche Einteilung unmöglich machten.

Hinter Katzen trafen wir auf einem Feld vor einem Wäldchen wieder auf das Höpfnersche Fuhrwerk mit Steins drauf, auf das auch Frau Steinort umgestiegen war. Steins

hatten ihren Wagen schon kurz hinter Sieslack verloren und Herr Höpfner hatte sie mitgenommen. Frau Höpfner ging es gar nicht gut, sie erwartete ihr zweites Kind im Mai und der kleine Manfred war oft so elend, dass man fürchten musste, es ginge mit ihm zu Ende. Herr Höpfner war sehr tapfer und umsichtig, wie die meisten Männer in dieser Zeit, wenn sie eine Verantwortung zu tragen hatten.

Wir kamen nur sehr langsam voran, da ein schwieriges Wegstück zu bewältigen war, über das die langen Wagen nur mit äußerster Vorsicht manövriert werden konnten. So gelang es wieder einigen Russen, uns ausfindig zu machen und nach Uhren zu fänden. Niemand hatte mehr eine und sie schnappten sich einen der Männer, diesmal traf es unseren Franz Kahlke – und drohten ihn zu erschießen wenn sie nicht sofort eine Uhr bekämen. Dabei hatte der eine Russe seinen Arm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen bereits mit Uhren aller Art und Größe versehen. Dorothe Stein und ich hatten noch je eine Uhr. Wir saßen in der Sonne an eine Böschung gelehnt, die einen kleinen Teich einfasste. Ich sehe noch heute vor mir, wie Dorothe über die Schulter ihre Uhr in den Teich warf, - sie sollten sie nicht haben! Und vor uns stand Franz Kahlke angstzitternd zwischen den russischen Soldaten. Wahrscheinlich hätten sie ihn gar nicht erschossen, wenn sie auch keine Uhr bekommen hätten – aber wusste man das genau? Schweren Herzens holte ich also meine kleine Uhr aus dem Geheimversteck und gab sie hin. Schweren Herzens an diesem Tag – heute weiß ich, dass ich sie ohnehin eines Tages hätte hergeben müssen. Aber damals glaubten wir immer noch, man könnte noch irgendetwas außer dem eigenen Leben retten und bald wieder in normale Verhältnisse kommen.

Unter den Trecks, die in diesen Tagen um Bartenstein herumkurvten, hielt sich hartnäckig das Gerücht, in Bartenstein sei die Welt zu Ende und wir würden alle kassiert, erschossen oder was weiß ich. Hingegen sollten in Kraftshagen jenseits der Alle noch deutsche Soldaten die Oberhand haben. Wir versuchen also mit allen Mitteln, irgendwo und irgendwie über die Alle zu kommen und nach Kraftshagen zu gelangen. Es gelang einigen, uns nicht. Die Alle war zwar zugefroren und hätte den kurzen Wagen ohne weiteres getragen. Man musste aber von einem Steilufer herunter auf den Fluss fahren und das war für die langen Wagen fast unmöglich. Hatten sie das denn endlich geschafft, dann brachen sie ein – durch den gewaltigen Schwung, mit dem sie den Abhang herschossen. Wir verzichteten angesichts der eingebrochenen Wagen, der sich umsonst im eiskalten Wasser abplagenden Pferden, der fluchenden und verzweifelten Menschen und des umhergestreuten Hausrates gänzlich auf den Versuch uns auf diese Weise vielleicht noch dem Zugriff der Russen zu entziehen. Es kam uns vor allem darauf an, heil und gesund zu bleiben. Ganz abgesehen davon, dass es ohnehin nur eine Gnadenfrist gewesen wäre.

Wir fuhren also weiter. Bei Lengen schoben wir uns aus dem allgemeinen Strom heraus, um hier mal wieder abzukochen und – hoffentlich – in Ruhe zu übernachten. Die Durchfahrt durch Lengen war ein Alptraum! Es mussten hier schwere Kämpfe stattgefunden haben, denn der Schnee war noch rot vom Blut und übersät mit toten deutschen Soldaten. Die Russen hatten ihre eigenen Toten und Verwundeten immer mitgenommen, den Deutschen war das nicht möglich gewesen. So lagen sie hier und überall herum auf ostpreußischer Erde – wer wusste, wer sie waren? Wer hat sie begraben und wurden sie das überhaupt? Wir hatten

jedenfalls weder Zeit, noch Kraft, noch spürten wir überhaupt das Verlangen nach solchem Tun. Scheu wanderten unsere Blicke über die Gesichter der Toten, während uns die Füße weiter tragen – fort, nur fort von allem, was uns hätte Verpflichtung sein können und müssen!

Im Wald auf einer Lichtung hielten wir an und spannten aus. Während die Männer Feuer machten und die Frauen das Essen vorbereiteten, bauten der Master und Kurt Karp das große Zelt auf, das der erstere unterwegs gefunden und auf unserem Wagen mitgenommen hatte. Auf den Boden kam der große Teppich aus dem Gartenzimmer, der gerade in das Zelt hineinpasste. Wir hatten nun, wenn auch eng, alle Platz zum Schlafen und Schutz vor Reif, Wind und Schnee. Helmut und ich fütterten und tränkten die Pferde, wozu wir das Wasser aus dem Bach holen mussten, der tief unterhalb des Wäldchens vorbeifloss. Das war schwere Arbeit und wir waren völlig erschöpft, als wir fertig waren. Wir hatten natürlich auch Hunger, aber woher bekamen wir etwas zu essen? Die wenigen Vorräte, die unsere Wirtin, Frl. Kilanowski und Hamli mitgenommen hatten, waren aufgebraucht. Wir mussten nun selbst schauen, wo wir etwas zu essen bekamen. Da war es Frau Karp, die ja wusste, dass wir vom „Hof“ keine Lebensmittelvorräte mehr hatten, die ohne Aufheben für uns mitgekocht hatte. Sie betrachtete von nun an den Master, Helmut und mich als zu ihrer Familie gehörig und blieb auch später mit ihr zusammen, bis die Russen mich wegholten. Kurt Karp hatte für die Seinen – Frieda, seine Frau und Sieglinde, damals 4 Jahre alt – so viel Lebensmittel aufgepackt, dass es für uns alle lange genug reichte.

Am anderen Morgen wurden nochmals die Pferde gut gefüttert und für die Menschen gekocht und am Nachmittag

machten wir uns wieder auf den Weg zur Straße. Wir hatten beschlossen, zu versuchen, uns irgendwie nach Sieslack zurück durchzuschlagen. Es gelang uns nicht, sondern wir wurden weiter in Richtung Bartenstein getrieben.

Kurz hinter Lengen, in der Nähe eines abseits von der Straße etwas erhöht liegenden Gutshofes wurden wir das zweite Mal unsere Pferde los und der große Wagen verlor seine Vorderpferde. Wir bekamen als Ersatz wieder zwei Panjes, aber diesmal magere, zottelige kleine Mistböcke, die sich nicht vertrugen und mit denen das Fahren eine Lotterie wurde. Denn wie lange würde das alte geflickte Geschirr, das wir bekamen, diese streitsüchtigen kleinen Burschen wohl zusammen halten? Die Leute mussten mit 2 Pferden weiterfahren, von denen das eine unser Milchpferd war, 21 Jahre alt, steif und mager, aber zäh und treu und bis zum Schluss nicht unterzukriegen.

Bartenstein rückte näher, bald fuhren wir an den ersten Häusern vorbei. Linker Hand lag die Offiziersschule. Hier schon behielten die Russen Kurt Karp zurück, der unglücklicherweise gerade zu Fuß ging, um den Master eine Weile ausruhen zu lassen. Wir hatte es noch gar nicht so recht begriffen, als wir nach Osten in Richtung Alle gelenkt wurden. Dort hatten die Russen eine Pontonbrücke aufgebaut und schleusten alle Treckwagen hier herüber. Vor der Brücke wurden zunächst die Wagen kontrolliert, dann die Menschen. Alle Männer, die noch einigermaßen beisammen waren, wurden von ihren Familien getrennt. Wir mussten sofort weiterfahren, während die Männer stehen bleiben und auf ihren Abtransport warten mussten. Es blieben hier in Bartenstein zurück: Helmut Stephan, Hermann Klein (unser Kutscher), Franz Kahlke, Gustav Klein und Erhard Steinbeck,

ein Neffe von Frieda Karp. Sie besaßen nur das, was sie am Leibe trugen, keiner einen Mantel, keine eine Decke, von Nahrung ganz zu schweigen.

Herr Höpfner sollte auch hier zurückbleiben und sie hatten ihm auch schon eins von seinen zwei Pferden ausgespannt, aber irgendwie gelang es ihm, sich mit Frau und Kind zu unserem Wagen durchzumogeln. Die drei Stein-Mädel brachten es schließlich auch noch fertig, das Höpfnersche Fuhrwerk mit Hilfe eines Russen, der ihnen ein Pferd besorgte, wieder frei zu bekommen. Sie holten uns bald ein und wir machten alle zusammen Rast an einem großen See, der etwas abseits der Straße Bartenstein – Maxheim – Gr. Schwansfeld – Rastenburg lag. Dort mussten wir halten, denn alle, Menschen und Pferde waren völlig erschöpft.

Die Nacht wurde sehr unruhig, vor allem für mich, weil sich unsere Pferde nicht vertrugen. Ausspannen wollten wir sie nicht, denn dann wären sie sicher verschwunden – was ja aus heutiger Sicht wenig ausgemacht hätte, aber damals glaubten wir immer noch, wieder zurück nach Sieslack fahren zu können. Am anderen Tage blieben wir noch – wohin sollten wir auch? Auch die Russen ließen uns keine Ruhe. Immer wieder kamen sie und durchwühlten unsere Wagen und nahmen Frauen und Mädchen mit.

Ich schlief zunächst bis Mittag unter Decken und Säcken versteckt, während der Master die Pferde bewachte. Dann musste Frieda Karp mit einem Russen mitgehen. Als sie zurückkam - Lindchen hatte sich die ganze Zeit an mich geklammert und auf die Stelle gestarrt, wo ihre Mutter verschwunden war- brachen wir auf. Es war so und so nichts

Gutes zu erwarten, aber fahrende Treckwagen wurden doch nicht so geplündert.

Wir kamen bis Maxheim – dort war die Welt zu Ende!

Zwei Höfe standen rechts und links der Straße. Auf den linken Hof mussten die deutschen Treckwagen fahren, auf den rechten die polnischen und litauischen Treckwagen fahren. Wir mussten absteigen und durften nur mitnehmen, was wir tragen konnten. Pferde und Wagen blieben stehen. Dann wurden wir einzeln durch eine Sperre geschleust, untersucht und sortiert. Alle Männer wurden nun hier zurückgehalten. Der Master, Hamli, Franz Gottschalk, unser Kämmerer, Pohlchen und sogar der alte Kaffke, der doch schon fast 80 Jahre alt war! Wir Frauen wurden mit den Kindern weitergeschickt, zu Fuß!

Nur Steins gelang es irgendwie, den Wagen freizubekommen, sie fuhren wenig später an uns vorbei, Frau Steinort und Frau Höpfner mit den Kindern auch auf dem Wagen.

Was nun? Mir war jetzt alles egal, ich war nur noch müde. Als Frau Karp mir sagte, sie kenne in der Nähe von Gr. Schwansfeld ein Waldarbeiterhaus, etwas abseits von der Straße, ob wir da nicht hinwollten, war mir das sofort recht.

Ich hatte den Weg von Lengen bis hierher mindestens 5-mal oder noch öfter gemacht. Die Wagen waren durch dazwischen fahrende Russen und andere Treckwagen weit auseinander gezogen und ich war dauernd unterwegs vom Master, der vorn war, bis zu Steins, die als letzte fuhren, um sozusagen Kurierdienste zu leisten. Jetzt kam die seelische Ermattung zu der körperlichen dazu und ich war restlos am

Ende. Unsere Frauen wollten erst nicht mit uns gehen – was ging es mich noch an. Ich hielt Lindchen an der Hand, Frau Karp sie an der anderen und ihre beiden Schwestern, Frau Steinbeck mit ihrem jüngsten Sohn Erwin und Frau Eckert gingen hinter uns. Als ich mich nach einer Weile umdrehte, sah ich, dass alle Sieslacker Frauen uns doch folgten – sie hätten ja auch nicht gewusst, wohin!

Im Waldhaus – 2 Räume und 2 Kammern – waren schon allerlei Flüchtlinge, aber wir fanden noch Platz. Während sich die Frauen daran machten, irgendeine Suppe zu kochen, klappte ich vollends zusammen. Ich kam erst wieder zu mir, als Liese Klein mich im Arm hielt, um mir einen Löffel Suppe einzuflößen. Ich wollte nicht, wollte nur in Ruhe gelassen werden, aber sie ließen nicht locker. Unter ihrem mütterlichen Zureden löste sich meine Erstarrung und meine Lebensgeister kehrten langsam wieder zurück. Am nächsten Morgen, nach tiefem, traumlosem Erschöpfungsschlaf, rappelte ich mich wieder auf und fand einige Frauen schon beim Brotbacken. Mit Oscar Klein (13) und Erwin Schröder (12) ging ich daran, das Gelände etwas zu sondieren. Wir brauchten Feuerholz und Wasser und bald gingen auch unsere Mehl- und Fettvorräte zur Neige. Nach einem Spähtrupp in Richtung Maxheim, den Oscar Klein unternahm, konnten wir unsere Vorräte von dorthier wieder auffüllen. Die Wagen standen noch so, wie sie verlassen worden waren und im schmelzenden Schnee auf dem aufgeweichten Acker lag alles herum, was einmal der letzte Besitz eines Flüchtlings gewesen war.

Ich ging nur einmal mit auf diesen ‚Vorratsplatz‘ – die trostlose Ansammlung herrenlosen Hausrates, persönlichen Besitzes, aller Arten von Lebensmitteln und dazwischen

Kinderspielzeug, Schuhe, Kleider, Jacken und andere Dinge, waren schwer zu ertragen. Ich holte mir nur von unserem Wagen noch etwas zum Anziehen, und fand auf einem anderen fremden Wagen „Das Wunschkind“ von Ina Seidel. In jeder freien Minute saß ich jetzt und las, losgelöst von den Forderungen und Unannehmlichkeiten der rauen Wirklichkeit. Ich schleppte es mit durch alle Fährnisse, rettete aus allen Filzungen und Entlausungen und brachte es wieder mit zurück – ich habe es noch heute!

Mit der Zeit bekamen die Russen aus der näheren Umgebung heraus, dass das einsame Waldhaus Bewohner beherbergte und sie kamen immer häufiger – wir waren Freiwild.

Als die ersten kamen, die nicht plündern wollten, saß ich gerade in einer Ecke und las. Ich hörte von weitem Jammern und Schimpfen und begann - mich langsam aus meiner Traumwelt lösend – zu begreifen, um was es ging. Ich drückte mich tiefer in meinen Winkel, hoffend, der Kelch würde an mir vorüber gehen.

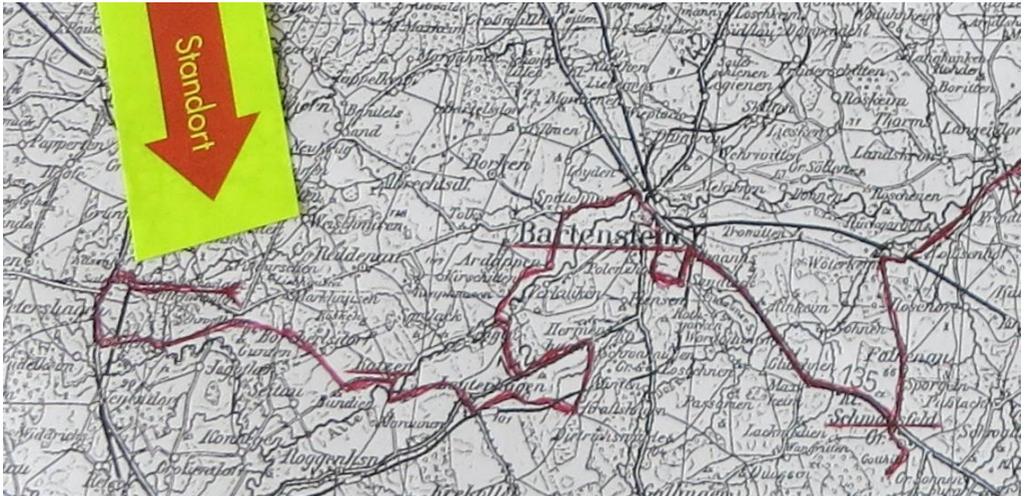
Die Sieslacker hatten sich angewöhnt, in mir diejenige zu sehen, die die Verantwortung zu tragen hatte. In allen für uns wichtigen Fragen verlangten sie von mir die Entscheidung und ich hatte bisher diesen Zustand als selbstverständlich hingenommen. Immer muss einer da sein, der die Verantwortung trägt. Sie hatte mich auch nie zu sehr gedrückt, denn meistens ergaben sich meine Entscheidungen aus der Situation heraus von allein. Jetzt aber war es anders, jetzt würde mein Eingreifen für mich üble Folgen nach sich ziehen. Deshalb versuchte ich zunächst Ohren und Augen zu verschließen und mich so unsichtbar wie möglich zu machen.

Aber da fand mich Frau Kahlke schon. „Stefanie, die Mädels – die Russen wollen sie mitnehmen“. Die Kahlkeschen Zwillinge Erika und Herta, waren 13 Jahre alt. „Stefanie, help nu!“ Sie standen alle um mich herum und sahen mich an. Von draußen war das Gejammer der Mädels und das Fluchen der Russen zu hören. Ich schloss einen Atemzug lang die Augen – wo war denn Hilfe für mich? Es gab keine, nirgends eine Hand, die sich mir entgegenstreckte, nur angespannte Erwartung in ihren Gesichtern. „Stefanie, help!“ Ich legte das Buch zur Seite, stand auf und ging hinaus.

Die Russen ließen sofort ab von den Zwillingen. Gerade in diesem Moment kam aus dem Wald ein Flüchtlingsmädchen, so in meinem Alter auf uns zu, ahnungslos. Die anderen waren gerettet, die beiden Russen gingen mit uns in den Wald.

Mir war, als sei ich körperlos. Durch meine Gedanken zog immer nur, wie auf einem Tonband, der eine Satz: „Diese hohen Tannen sehen meiner Schande zu!“ Etwas anderes hatte nicht Raum, nur immer diese Worte, bis alles vorbei war und ich irgendwie wieder im Waldhaus landete, mich im dunkelsten Winkel verkroch und für den Rest des Tages unsichtbar blieb.

Unsere Flucht von Sieslack aus mit Pferd und Wagen



Aber das Leben ging weiter. Man musste essen und trinken, Holz und Mehl gingen zur Neige und ich musste wieder da sein und mitgehen, um alles zu organisieren. Es war gut, dass ich wieder gebraucht wurde, so konnte ich meine Gedanken auf diese momentan so wichtigen Dinge richten und das andere in den hintersten Winkel einer Gehirnschublade schieben, um es langsam zu vergessen.

Wir hatten uns inzwischen entschlossen, nach Schippenbeil zu gehen. Wir, das war Frieda Karp, ihre beiden Schwestern, Lindchen und ich. Frau Eckert und Frau Steinbeck waren dort gewesen, denn die kannten Schippenbeil von früher – sie waren ja in Gr. Schwansfeld zu Hause. Sie meinten, dort begänne das Leben bereits in geordneten Bahnen zu laufen.

Jedenfalls gäbe es eine Kommandantur und die Menschen seien nicht mehr so vogelfrei wie hier im Waldhaus, wo die Zustände mehr und mehr unhaltbar waren.

Einen Tag, bevor wir mit einem Handwagen losziehen wollten – die Sieslacker Frauen wollte noch bleiben, hoffend, sie könnten bald nach Hause zurück – kamen von Kl. Schwansfeld herüber zwei Russen. Sie forderten Frau Eckert und mich auf, mitzukommen „robotten“, aber so hieß das ja immer, das hatten wir schon erfahren.

Wir stapften also durch den Schnee, am Gutshaus Kl. Schwansfeld vorbei, zu einem Siedlungshaus auf dem Abbau hin. Dort mussten wir zunächst vor dem Haus warten. Bald kam der eine Russe zurück – der andere war unserer Bewachung bei uns geblieben – und dirigierte mich in eine Stube rechter Hand, während Frau Eckert im Hausflur warten musste. Im Zimmer war niemand. Ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle bildeten die übliche spartanische Einrichtung. Ich lockerte mein Kopftuch und ging zum Fenster, um die unwahrscheinlich golden untergehende Sonne zu betrachten. Momentan losgelöst von meiner Umgebung, völlig versunken in dieses Schauspiel, fuhr ich herum, als hinter mir: „Bonjour Mademoiselle“ erklang. Ein russischer Major war, von mir unbemerkt, eingetreten und ich erwiderte unwillkürlich seinen Gruß „Bonjour Monsieur“. Es entspann sich ein Französisch geführter Dialog, bei welchem aber meine kümmerlichen Schulkenntnisse seinem eleganten Französisch bei weitem nicht standhalten konnten. Da er Englisch gar nicht und Deutsch nur mangelhaft beherrschte, einigten wir uns schließlich doch auf eine französisch-deutsch geführte Unterhaltung. Bei einem Glas Wein betrieben wir geistreiche Konversation. Goethe, Schiller, Kafka, Brecht, französische

und russische Literatur und Musik, Probleme des Krieges und des Daseins überhaupt waren unsere Themen. Ich musste mich anstrengen, auch nur einigermaßen Schritt zu halten, denn sein Wissen über deutsche und französische Kulturgeschichte war viel umfangreicher als meines. Ganz zu schweigen von russischer Literatur und Musik, worin meine Kenntnisse über Tolstoi, Dostojewski, Tschaikowski und allenfalls Schostakowitsch nicht hinausreichten. Nach ca. 2 Stunden war ich so erschöpft von dieser ungewohnten geistigen Anspannung, dass ich einfach aufstand um zu gehen. Er erhob sich ebenfalls, half mir in den Mantel wie ein Kavalier und verabschiedete sich mit „Au revoir. Mademoiselle, merci beaucoup“ und einer eleganten Verbeugung.

Noch ganz benommen von diesem unwahrscheinlichen Erlebnis und dem sehr guten, doch ungewohnten Wein, marschierte ich hinter dem russischen Burschen des Majors und neben Frau Eckert her. An der Grenze des Kl. Schwansfelder Parks und Gutshofes entließ er uns mit der Aufforderung „nu dawai, damoy“. Wir beeilten uns, um vor völliger Dunkelheit ins Waldhaus zu kommen. Frau Eckert war mir dankbar, dass ich sie bewahrt hatte vor dem Schlimmsten – ach es war ja nicht mein Verdienst, der uns beide ungeschoren von diesem Gang zurückkehren ließ.

Am nächsten Tag bepackten wir den Handwagen mit unseren letzten Habseligkeiten und machten uns auf den Weg. Unangefochten wanderten wir unsere Straße entlang, auf Fragen vorüberziehender Russen nur immer antwortend „damoy, damoy“! Kurz vor Schippenbeil dann doch noch eine Kontrolle, aus der wir aber ohne Verluste hervorgingen – und wir waren am Ziel.

Wir suchten uns in einem unzerstörten Haus dicht an der Allee ein Zimmer und richteten uns dort, so gut es ging, häuslich ein. Am nächsten Tag mussten wir uns auf der Kommandantur melden, und von da ab jeden Tag. Der Kommandant war ein fließend deutsch sprechender Jude. Wir wurden zur Arbeit eingeteilt und erhielten auch Verpflegung. Zunächst mussten wir die Straßen aufräumen – eine schwere Arbeit, die kein Ende nehmen wollte, da Schippenbeil so gut wie ganz zerstört war. Dann stellten uns die Russen an, die Höfe der wenigen noch bewohnbaren Häuser aufzuräumen. Auch das war nicht so einfach, da die Russen ja alles aus dem Fenster zu werfen pflegten. Angefangen mit Möbeln bis hin zu den Büchern, Geschirr und Kleidung lag alles im Schnee und Regen draußen herum.

An einem grau verhangenen Regentag arbeiteten wir auf einem Hof in der Nähe der Kommandantur und es dauerte länger als gewöhnlich, da wir fertig werden mussten. Wir kamen völlig durchnässt nach ‚Hause‘ zurück und ich war gerade beim Aus- bzw. Umziehen, als Frau Steinbeck und Frau Eckert mit zwei Russen – höhere Fliegeroffizier mit viel Lametta – in die Stube kamen. Ich kümmerte mich nicht um sie, nur darauf bedacht möglichst schnell in trockene Sachen zu gelangen. Als ich fertig war und gehen wollte, wurde ich festgehalten, die beiden lamentierenden Frauen mit der vorgehaltenen Pistole hinausgetrieben und die Tür geschlossen. Der jüngere von den beiden setzte sich gemein grinsend auf einen Stuhl, immer mit der Pistole in der Hand – dem anderen war ich völlig hilflos ausgeliefert.

Es schien mir eine Ewigkeit bis die beiden Frauen von der Kommandantur Hilfe geholt hatten. Es war der Kommandant selbst, der mit Vehemenz und lautstarkem Fluchen

dazwischen fuhr, dem Kapitän die Sachen um die Ohren schlug und mich aus der Stube jagte. Ich griff meinen Mantel, zum Anziehen kam ich gar nicht, fuhr in der Küche in irgendwelche Schlorren und sauste um die Ecke, nur fort, fort, egal wohin! Ein paar Häuser weiter hatte ich das Gefühl, sie kämen hinter mir her. Also rein in den nächsten Gang und im erstbesten Zimmer unter das Bett, so klein und so schmal gemacht, wie nur möglich. Dort lag ich eine lange Zeit, zitternd und frierend, vor Scham und Ekel fast vergehend. Nach Stunden erst kam Frieda Karp, um mich zurückzuholen. Sie musste mich ja auch erst suchen, denn keiner hatte gesehen, wohin ich gelaufen war und sie hatten erst gedacht, ich hätte mir was angetan – wäre in die Alle gesprungen oder sowas. Sie war wie eine Mutter zu mir und ihr habe ich es zu verdanken, dass ich nicht wirklich noch meinem Leben ein Ende machte.

Nachdem der erste Schock überwunden war, richteten sich Sinne und Gedanken wieder auf den nächsten Augenblick, die kommenden Stunden, die gelebt und überstanden sein wollten.

Die Zeit zum Nachdenken war ohnehin kurz, denn schon nach zwei Tagen wurden Frau Steinbeck und ich nach Löwenstein zum Viehfüttern abkommandiert.

In Löwenstein mussten wir zuerst einmal wieder aufräumen und uns dann im Dorf Matratzen und Decken zusammensuchen, damit wir schlafen konnten. Ab und zu trafen wir bei diesen Streifzügen auf Russen, die auch auf der Suche nach solchen Dingen waren und hörten dann jedes Mal das unvermeidliche: „Frau, komm – idi suda!“ Aber wenn man sich dann taub stellte und ruhig weiter ging, ließen sie

eigentlich immer ab von einem und suchten sich ein anderes Opfer, das gefügiger war. Wohl deshalb, weil auf dem Lande nur noch Frauen lebten, die zum Viehfüttern unter einem russischen Posten eingeteilt und damit sozusagen von Amtswegen tabu waren.

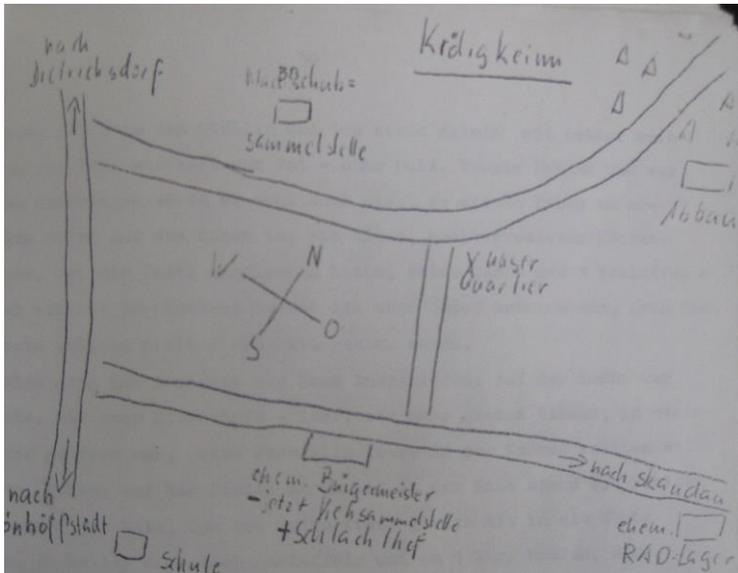
Wir hatten von Löwenstein den Eindruck eines wohlhabenden Bauerndorfes. Die Höfe wiesen mehr Bauern, als Gutscharakter auf und fast alle Häuser waren aus Ziegelsteinen gebaut. In manchen Räumen fanden wir beim Aufräumen noch Fotoalben und Briefe der erwachsenen Söhne und Töchter, die fast alle aus dem Reich kamen. Ihre Schreiber studierten in München, Tübingen, Göttingen oder Freiburg.

Mein Aufenthalt in Löwenstein war nur kurz. Schon nach 2 Tagen kam ein russischer Posten, der vier von uns aussuchte und uns mitnahm nach Kröligkeim. Mit mir ging ein ganz junges Mädchen, 17, Tochter des Tischlermeisters in Hanshagen, die Inge Neumann hieß. Außerdem waren noch zwei ältere Frauen mit dabei, Schwestern, von denen eine verheiratet war.

In Kröligkeim, - ich kannte es von einem Besuch im RAD-Lager bei unserer ehemaligen Lagerführerin, die dorthin versetzt worden war, - sollten wir auch Vieh füttern, wie in Löwenstein. Unser Chef hieß Josef und war Pole. Er hatte sich in einem Insthaus im Dorf einquartiert und wir sollten mit ihm da wohnen. Als wir ankamen sollten wir ihm gleich beim Füttern und Melken helfen, wobei wir sogleich seinen Unwillen erregten, da wir nach seiner Meinung viel zu schnell arbeiteten. „Langsam, langsam robotten, bei Deutschen nix

gutt arbeiten, aber bei Ruski Sch...“, verkündete er. Danach richtete er sich und erwartete das auch von uns.

Ein Eimer Milch und das von Löwenstein mitgebrachte Brot waren unser Abendessen. Josef hatte schon für eine Schlafgelegenheit gesorgt. In dem Insthaus bewohnten wir nur die eine Hälfte, die andere stand leer. Man kam linker Hand direkt in die Küche, weiter in die Stube in der wir schliefen und rechts in eine Kammer, aus der man wieder in den kleinen Flur gelangen konnte, von dem aus auch die Treppe nach oben ging. In der Küche standen ein schmaler Küchenschrank (Schaff), ein Tisch, eine Wasserbank und ein gemauerter Herd. In der Stube stand außer dem Kachelofen ein Bett ohne Auflegematratze, ein umgekippter Schrank mit Kastenmatratze obenauf und eine sehr schöne breite Couch. In dem Bett sollten Inge und ich schlafen, den Schrank hatte sich Josef reserviert und die Couch hatte er für die beiden Frauen vorgesehen, dann gab es noch einen Tisch mit 4 Stühlen – mehr brauchten wir ja auch nicht. Ich habe mir immer überlegt, wie wohl in die Kammer die beiden Doppelstockbetten hineingekommen seien – wir brauchten sie jedenfalls vorerst nicht, später sollten die Russinnen darin schlafen, als sie kamen um Josef zu unterstützen und später abzulösen. Aber zunächst waren wir allein – die Russinnen sollten erst in den ersten Märztagen kommen und jetzt war erst Ende Februar.



Es erhob sich nun die Frage, wer von uns die Hausarbeit verrichten sollte. Die von Josef dafür ausersehene verheiratete Frau weigerte sich entschieden, den ganzen Tag allein im Haus zu bleiben. Nach kurzer Diskussion bestimmte Josef: „Steffka, Du kochen, Du nix Angst.“ Angst hatte ich zwar nicht, aber von Kochen und Hausarbeit auch keinen Schimmer. Ausgerechnet ich sollte kochen, die ich zu Hause und in Sieslack immer einen großen Bogen um die Küche und alles was damit zusammenhing, gemacht hatte. Trotz meiner Lage empfand ich es einfach als Witz. Aber es war nichts dagegen zu tun, dass ich nicht kochen konnte, nahm Josef mir einfach nicht ab.

Am nächsten Morgen gab es noch einmal Milch und Brot. Dann gingen die anderen rüber zu den Ställen. Der Herd war kalt und tot –ohne Holz, Kohlen und vor allem ohne Herdringe würde er wohl nicht zu warmen Leben zu erwecken

sein. Auf dem Tisch lag ein altes, halbverrostetes Küchenmesser, das mir Josef dagelassen hatte, seine Tasse und einen Teelöffel – sonst nichts! Irgendetwas musste ich jetzt unternehmen, denn die Anderen wollten nachher ein Mittagessen sehen.

Also ging ich zunächst das Haus inspizieren. Auf der Lucht war nichts. Ein paar Steintöpfe – leer, ein paar große Gläser in denen Zucker gewesen war, jetzt ebenfalls leer. In der Kammer rollte 1 Ztr. Erbsen auf den Dielen herum und in der Ecke stand ein kleiner Steintopf mit Salz, den ich hochofrenut gleich mit in die Küche nahm. Im Keller dann noch Kartoffeln und ca. 1 Zentner. Möhren, mehr nicht. Das Ergebnis war mager, also zog ich mir den Mantel an und ging nach draußen. Im Schuppen hinter dem Haus lag Holz – trocken, zum Glück. Ich ging über die Straße, fand dort im Hof einen Schuppen voller Holz und Brikett. Im Haus endlich zwei Töpfe ohne Deckel und auf dem Herd die dazugehörigen Herdringe. Ich hoffte inbrünstig, sie möchten auch auf unseren Herd passen – zum Glück taten sie es!

Also schnell Feuer gemacht, Streichhölzer stammten auch von Josef – Kartoffeln und Möhren geschält und alles in dem Topf aufgesetzt.

Im Gegensatz zu den Löwensteinern müssen die Leute in Kröligkeim ihren Aufbruch rechtzeitig und sorgfältig vorbereitet haben. In Löwenstein hatten wir, außer persönlichen Dingen, auch noch allerlei Nahrungsmittel gefunden – Eingemachtes, Zucker, Nährmittel und Marmelade. Sogar einige Hühner liefen noch herum! In Kröligkeim gab es nichts dergleichen. Obgleich ich im Laufe der Zeit alle Häuser vom Keller bis zum Boden durchstöberte,

fand ich im ganzen Dorf keinen Krümel Zucker, kein Mehl, nichts außer Wrucken*, Kartoffeln, Möhren und einen Sack angefeuchtetes Roggenschrot. Teller und Besteck trieb ich schließlich auch auf, aber nicht einen einzigen Topfdeckel. Als ich in einem kleinen Häuschen doch auf einen Topf mit Deckel stieß, der dort auf dem Herd stand, bemerkte ich zu meiner Freude erst im letzten Moment, dass in dem Herd Feuer brannte, also jemand hier wohnen musste. Russen konnten es nicht sein, denn die logierten nur auf zwei Höfen im Ort, dem Hof des ehemaligen Bürgermeisters, der zur Viehsammelstelle und zum Schlachthof geworden war und einen anderen großen Hof in unserer Nähe, auf dem für den Nachschub Verpflegung und Futter gesammelt wurde. In diesem kleinen Häuschen lebte noch ein altes Ehepaar, das nicht mit auf die Flucht hatte gehen können oder wollen und nun in Ergebenheit der Dinge harrete, die noch über sie kommen sollten. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Als ich Kröligkeim verließ, waren sie jedenfalls noch da.

Obwohl niemand von uns eine Uhr hatte, stand mein Essen immer zur rechten Zeit auf dem Tisch. Josef besorgte bald Fleisch, ½ Kuh und ein Kalb brachte er angeschleppt und deponierte beides im Keller. Wir aßen also fast zu jeder Mahlzeit Rindfleisch, kombiniert mit Kartoffeln, Möhren oder Wrucken (Futterrüben) und Erbsen. Nachdem ich das Roggenschrot gefunden hatte, kochte ich zum Frühstück Klunkermus (eine Milchsuppe mit Haferflocken) – ein Gericht, dem ich in Sieslack immer soweit es ging aus dem Wege gegangen war. Obwohl es damals mit Mehl zubereitet natürlich viel feiner war. Jetzt mit den Schrotklunkern schmeckte es mir und den anderen ausgezeichnet. Schließlich fand ich in einem Haus, weit draußen am Waldrand, das noch nicht von den Russen heimgesucht war, auf der Lucht einige Fässchen Essigessenz,

auch Gewürze (Lorbeerblätter etc.) und ein paar Pakete Kornkaffee. So konnten wir unseren Speisezettel um Kalbssülze und Kaffee erweitern – wir lebten wie die Fürsten, um wie Hamli zu reden!

Da ich keine Kaffeemühle gefunden hatte, ging ich zum Kaffeemahlen auf den Hof, der die Fouragekutscher beherbergte und lieh mir von ihnen die Mühle aus. Sie waren auch im Besitz einer Kartoffelreibe, die ich mir ebenfalls gelegentlich zum Flinsenbacken auslieh.

Es war eigentlich ein ruhiges Leben in Kröligkeim. Wir wurden nicht schikaniert, hatten eine warme Stube und satt zu essen – alles Dinge, die man in diesen Tagen mit Dankbarkeit genoss. Zwar hatte ich häufig am Tage Besuch von durchziehenden Russen, die Milch, Brot oder Wasser verlangten, aber sie zogen dann immer friedlich weiter ihres Weges. Ab und zu übernachteten welche im Nebenhaus und ich musste ihnen abends ihren Hirsecascha kochen. Unser Essen lehnten sie meist dankend ab.

Eines Vormittags stand ich am Fenster, um drei russische Offiziere zu beobachten. Ich hatte sie entdeckt, als ich vom Wasserholen zurückkam. Sie standen unschlüssig an der Wegkreuzung und bereiten anscheinend, wohin sie sich wenden sollten. Sie sahen ziemlich verwegen aus und ich wünschte sehr, sie würden den Weg in entgegengesetzte Richtung fortsetzen. Aber zu meinem Schrecken bewegten sie sich, nachdem noch ein vierter zu ihnen gestoßen war, direkt auf unser Haus zu. Sie kamen herein, gingen ohne ein Wort gleich in die Stube, setzten sich an den Tisch und begannen Karten zu spielen. Nach kurzer Zeit kam einer heraus, um Brot zu verlangen. Ich hatte keins im Haus, da der Posten aus Löwenstein erst abends von uns erwartet wurde.

Deshalb beschlossen die vier zum Essen zu bleiben. Der eine von ihnen, der genug Deutsch konnte, um mit mir zu verhandeln, blieb jetzt in der Küche, weil ihm das Kartenspielen keinen Spaß machte, wie er sagte. Zuerst war er mir ausgesprochen lästig, da er immer los redete und ich nur die Hälfte verstand. Er zeigte sich aber hilfsbereit, lief nach Kohlen, holte Kartoffeln und Fleisch aus dem Keller, hackte mir Holz gleich für ein paar Tage – kurz, er versuchte sich nützlich zu machen, wo er nur konnte. Anscheinend hatte seine Mutter oder wer sonst ihn zu Hause zu solchem Tun angehalten. Er hieß Valentien – seine Kameraden nannten ihn Vale – und sie blieben 3 Tage. Der Kapitän hieß Anatoly und hatte sogar einen Burschen, der aber bei den Kutschern schlief. Der dritte hieß auch Valentien, wir nannten ihn aber der ‚Gardist‘, da er angeblich Partisan gewesen war und in Stalins Leibgarde Dienst getan hatte. Wieso die Männer eigentlich 3 Tage bleiben konnten, wo sie herkamen und wo sie hinwollten, das habe ich nicht heraus bekommen. Denn obgleich Anatoly sehr gut Englisch und Vale einigermaßen Deutsch sprach, war die Verständigung doch schwierig.

Die Russinnen waren zunächst auch nicht erfreut über diesen Besuch, von Josef ganz zu schweigen! Die drei waren aber doch recht nett, betrugten sich gesittet und ruhig, und so waren eigentlich alle mit ihrem Bleiben einverstanden – eigentlich blieb uns ja auch nichts anderes übrig!

Am Abend gingen wir alle gewöhnlich früh schlafen, da wir zur Beleuchtung nur Hindenburglichte hatten, die Josef irgendwo organisierte. Ich war immer die letzte, die ins Bett kam. Ich musste mich erst noch um mein Feuer kümmern, damit ich morgens auch genügend Glut zum Wiederanfachen vorfand. Als ich nun an diesem Abend in die Stube kam, war

es bereits dunkel und alles zur Ruhe gegangen. Nur Inge war noch wach und informierte mich flüsternd, dass Vale sich in unserem Bett einquartiert habe und sie es vorzöge, bei Josef zu schlafen. Das regte mich nicht weiter auf – er hatte mir schon den ganzen Tag erzählt, er wolle bei mir schlafen „nur schlafen, Steffka, keine Angst, sonst nix.“ Ich würde nun eben bei den beiden Frauen am Fußende der großen Couch schlafen, dort war Platz für uns alle drei. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Die beiden ließen mich nicht bei sich liegen. Sie zeterten und schimpften und da ich Sorge hatte, sie würden alle – besonders Vale – aufwecken, zog ich es vor, als der Klügere nachzugeben. Ich hockte mich in eine Zimmerecke auf den Fußboden und versuchte dort zu schlafen. Aber daraus wurde nichts. Tausend Gedanken zogen durch meinen Kopf. Über unsere Lage im Allgemeinen und meine momentane Situation im Besonderen, über das Ungewisse unserer Zukunft und wie ich am nächsten Morgen etwas Abwechslung in unseren Küchenzettel bringen könnte. Alles ging wie ein Karussell in meinem Kopf herum und an Schlaf war nicht zu denken. Ich begann außerdem zu frieren und von unbequemen Hocken taten mir alle Knochen weh. Schließlich dachte ich: „Was soll's! Wer weiß, was der nächste Tag uns bringen wird und ob ich morgen Nacht überhaupt noch irgendwo würde schlafen können! Ich gab mir einen Ruck, stand auf, zog die Stiefel aus – wir schliefen seit dem 4. Februar ja sowieso immer fast vollständig angezogen – ging zum Bett und forderte Vale leise auf, Platz für mich zu machen. Und tatsächlich er tat es, ohne ganz aufzuwachen. Er schlief schon wieder fest, als ich neben ihm lag und einen Zipfel meines Woilachs* suchte, um mich zuzudecken.

*russische Pferdedecke

Unser Fluchtweg und die Verschleppung innerhalb Ostpreußens



Dieser Woilach, ein doppelter, war mein kostbarster Besitz. Ich hütete ihn sorgsam und schleppte ihn um die halbe Welt mit mir herum. Er war warm und fest, keine Laus ging hinein und man konnte sowohl auf ihm liegen als sich auch gleichzeitig mit ihm zudecken. Alles Eigenschaften, die in dieser Zeit unersetzlich waren. Außerdem haftete ihm immer, ob in Hitze

oder Kälte und noch nach allen Entlausungen ein Geruch von Leder und Pferden an, der mir mehr bedeutete als alle Schätze der Erde. Wenn ich abends zur Ruhe kam oder auch sonst mal nicht weiter wusste, dann vergrub ich mein Gesicht darin und alles um mich versank. Nur diesen Duft gab es dann noch für mich. Wenn ich wieder auftauchte, konnte ich mit frischem Mut neu beginnen – ich war ein paar Atemzüge lang zu Hause gewesen.

Die Russen, mit denen wir in der Kröligkeimer Zeit zu tun hatten, waren eigentlich alle nett und freundlich. Einfache Menschen, die selbst nicht viel hatten und dieses wenige – meist Brot und Speck oder Dauerwurst – oft noch mit uns teilten. So unser Posten aus Löwenstein, der jeden 2. Tag kam, um das Brot zu bringen. Er kam immer gegen Abend zu Fuß und durch den Schnee und blieb bei den Kutschern über Nacht. Er war wohl so Mitte 30 und konnte nur wenig Deutsch. Jedes Mal aber brachte er außer dem Brot für uns noch von seiner Wurst mit, die wir uns teilen mussten, während er zufrieden am Ofen saß und sein Machorka rauchte. Oft drehte er mir auch so ein Ding aus Zeitungspapier und Machorka und ich musste mitrauchen. Obgleich ich vorher niemals geraucht hatte, wurde mir nicht übel und ich fand, dass das Zeugs gar nicht so schlecht schmeckte – jedenfalls war es leicht und bekömmlich. Unangenehm war es, allerdings, wenn er irgendwo einige Papyrossi ergattert hatte und mir voller Stolz brachte, in dem Bewusstsein, mir nun wirklich etwas Gutes zu tun. Die Dinger waren höllisch stark für meine Begriffe und ich konnte sie nicht gut vertragen. Gegen 11 Uhr ging er dann, uns vorher eindringlich ermahmend, niemals und unter keinen Umständen nachts die Tür aufzumachen, für wen auch immer, es sei „Verbotten“ und alle würden aufgehängt oder umgelegt, die es wagten,

deutsche Frauen zu belästigen oder gar noch Schlimmeres anzutun. Der Gute – auch er und die russischen Kutscher hätten uns nicht schützen können, wenn wir uns nicht selbst irgendwie zu helfen wussten. Aber tatsächlich hat uns während unseres Aufenthaltes in Kröligkeim kein Russe derartig belästigt.

Nachdem Josef uns mitgeteilt hatte, er würde eingezogen, geriet unser ruhiges Leben wieder in etwas Unordnung. Er packte unter grässlichen Flüchen in Deutsch, Polnisch und Russisch seine Sachen – ich hatte noch nie einen Menschen abwechslungsreich und ausdauernd fluchen hören – und verließ uns nicht ohne uns vorher zu ermahnen, ja nicht zu viel und zu schnell zu arbeiten, da alle Russen sowieso nur Pack seien und nicht wert, dass man nur einen Finger für die krumm mache!

Zwei neue Russinnen kamen an seiner Stelle. Ljuba und Valentina, die erste als Chef. Auch unser Löwensteiner Posten war wohl versetzt worden, denn nun ging Ljuba jeden zweiten Tag nach Löwenstein Brot holen.

Der 10. März 1945 war ein strahlender Sonnentag. Ich lief mit einem Korb über die Straße, um Briketts zu holen, nachdem ich mir vorher von den Kutschern die Reibe geborgt hatte, um Kartoffelflinsen zu backen. Als ich die andere Straßenseite fast erreicht hatte, wurde ich russisch angerufen. Ich drehte mich kurz zurück und sah einen Kapitän, der mir heftig winkte. Ich hatte mir abgewöhnt auf so etwas zu reagieren und ging ruhig weiter. Da erklang eine Frauenstimme, die mir sehr energisch auf Deutsch zurief, ich solle zurück ins Haus kommen. „Ja, ja – gleich!“ Nur langsam dachte ich, erst die Briketts holen, dann ist es immer noch früh

genug! Als ich wieder ins Haus kam, hatten sich die beiden, das Mädchen, eine Polin fungierte als Dolmetscherin – bereits in der Stube mit Hilfe des Tisches und der Stühle eine Art Büro zurecht gemacht. Die beiden Schwestern, Inge und ich wurden nun also verhört. Name, Vorname, Vorname des Vaters, Alter, Besitz usw. – das Übliche, das sich später tausendfach wiederholen sollte. Jeder versuchte natürlich, sich bei diesen Vernehmungen so unbedeutend wie möglich zu machen – auch ich versuchte das, aber nur dies eine Mal. Denn nachdem das Mädchen meine Geschichte übersetzt hatte, ließ der Capitan ein großes Donneretter los. Alle Ostpreußen wären auf einmal nur mehr Scharwerker und Instleute gewesen, arme Leute, ohne Besitz und Vermögen. Ob wir denn ihn und seine Leute für völlig verblödet hielten oder was wir uns sonst dabei dächten? So und ähnlich ging es noch eine Weile weiter. Dann las er mir aus seinen Papieren alles vor, was er von mir hatte wissen wollen und es stimmte, zu meinem großen Erstaunen! Die Anderen konnten ihm nichts über mich erzählt haben, denn selbst Inge wusste nicht viel mehr als meinen Namen. Durch einen besonderen Umstand wurde ich sowieso bei solchen Gelegenheiten eingestuft. Ich trage eine Brille und das bedeutet nach meinen Erfahrungen automatisch: „Du Intelligenzia, Doktora“, auch wenn man unter diesen Umständen meilenweit entfernt war von jeglicher Intelligenz, von einer Doktorwürde ganz zu schweigen.

Nach beendetem Verhör wurde uns bedeutet, Inge und ich würden in 3 Stunden von ‚Maschina‘ abgeholt und nach Rastenburg gebracht. „Du. Dort Büro arbeiten, nix hier rabotten, nix gut für Dich.“ Ich glaubte kein Wort davon, denn sie erzählten jedem nur diese Sachen. Zwei ältere Sibirier wurden zu unserer Bewachung – Schutz, wie sie sagten - zurück gelassen. Die beiden saßen – Gewehr mit

aufgepflanztem Bajonett in der Hand und die Pelzmütze auf dem Kopf – am Fußende der Coach die ganzen 3 Stunden bis zu unserem Abmarsch. Sie legten das Gewehr auch nicht beim Flinsenessen aus der Hand. Denn nun, nachdem der Capitan und die Polin gegangen und ich durch einen ihrer Leute auch noch meine guten Reitstiefel losgeworden war (er gab mir dafür ein Paar an der Seite aufgeschnitten und wieder zugenähte Offiziersstiefel, zum Glück nur wenig größer als meine verflissenen, machte ich mich ans Kartoffelschälen und Flinsenbacken. Zu packen hatten wir beide, Inge und ich, nicht viel – aber Ljuba war am Morgen nach Brot gegangen und wir erwarteten sehnsüchtig ihre Rückkehr. Wir müssten sonst die Fahrt ins Ungewisse ohne Brot, höchstens mit einer Schüssel Sülze im Gepäck, antreten. Ich zog also meine Backerei so gut es ging in die Länge. Aber es nützte uns nichts. Nach Ablauf der 3 Stunden drängten die Wachmänner auf den Abmarsch. Wir mussten mit ihnen losgehen, ohne Ljuba noch einmal gesehen zu haben und also ohne Brot!

Die Kröligkeimer Schule am Weg nach Dönhoffstädt war der Treffpunkt. Wir kamen an, warteten – keine Maschina weit und breit in Sicht. Der Tag neigt sich, die Sonne verlor ihre Kraft und es wurde empfindlich kalt. Ich bedeutete unseren Wachen, ich wolle in die Schule etwas zum Lesen holen und auch Stühle, damit wir uns hinsetzen konnten und so das Warten etwas erleichtern. Sie ließen mich auch allein hineingehen. Gleich links neben dem Eingang war der Klassenraum, ohne Tür, der Fußboden mit Stroh bedeckt und mittendrin: ein Toter. Im ersten Schreck dachte ich, es sei der Lehrer, aber nach ein paar Sekunden nachdenken, sagt ich mir, dass er es wohl kaum sein könne, da doch die Kröligkeimer ihre Flucht ganz offensichtlich so frühzeitig und sorgfältig geplant hatten. Wohl ein Soldat in Zivil, den Russen

als Deserteur ein Gräueltat und Grund zum sofortigen Erschießen. Soldaten in Uniform wurden verhältnismäßig ordentlich von ihnen behandelt, in der ersten Zeit jedenfalls.

In der Lehrerwohnung fand ich nach einigem Suchen auch für Inge und mich etwas zum Lesen. Ich glaube, es war ein uralter Nesthäkchen-Band und eine Gedichtsammlung. Dazu noch zwei Federbetten und zwei Stühle. So bepackt erschien ich wieder bei Inge und unseren beiden Sibiriern. Diese hatten inzwischen ein Feuer aus dem Schulhofzaun gemacht, das mit kurz auf die Erde gehauenen Stühlen, die dabei auseinander fielen, gespeist wurde. Wir setzten uns auf die von mir mitgebrachten Stühle, im Rücken ein Federbett, die Füße dicht am Feuer, lasen und warteten auf die ‚maschina‘. Die Russen packten ihre Verpflegung aus – Brot und Speck- und teilten alles brüderlich mit uns.

Brüderlich, ja! Es war eine Situation, die zum Nachdenken zwang – einen Lidschlag lang hielt das Schicksal den Atem an. Mein Kopf muss in dieser Zeit wie ein Fotoapparat gearbeitet haben, denn wie wüsste ich sonst heute noch alles so als wäre es gestern gewesen?

Ich blätterte in dem Gedichtband und las langsam hier und da. ‚Mondnacht‘ von Eichendorf, ‚Vorfrühling‘ von Ina Seidel, Goethes ‚Der Du vom Himmel bist‘ und ein Gedicht von Börries v. Münchhausen:

Der hat nicht gelebt,
Der nicht in blauer Mondnacht mitten
Durch die starrenden Felder geritten
Wenn der Weizen wie wellendes Meer
Drängte über die Raine her
Und die gelbe Gottesflut stand
Hoch das der Schaum ihrer Ähren bebt
Tauübertropfend in lässiger Zügelhand.
Nein der hat nicht gelebt!
Und als ich so ritt,
Klang mein Herz in den rasengedämpften Schritt
Klang ins Schnauben und Trensenspiel meinem Schimmel.
Und eine Seligkeit hat mein Herz durchhell
Und ich wusste, fiel ich jetzt aus der Welt,
Ich fiel in den Himmel

An diesem sonnigen Spätnachmittag des Wartens, an dem der Feind zum Bruder wurde und der Atem stockte, wenn sich der Verstand in die Zukunft vorauszutasten suchte, begann ich die große Kunst des geduldigen Wartens zu lernen, die alle östlichen Völkern so gut beherrschen. Geduld war nie meine starke Seite gewesen. Nur wer rasch und energisch vorwärts drängte, konnte es zu etwas bringen – so war es uns gelehrt worden. Die Generation, zu der ich gehörte, war aufgewachsen mit den Ideologien des Nationalsozialismus – jeder kennt sie und die Folgen dieser Erziehung zur Genüge. Aber nun standen wir auf einmal vor dem Nichts. Allein dem fremden, dem Feind hilflos ausgeliefert, ohne Halt an allem, was früher bewundernswert war, ohne Gott.-

Ich glaube, keine Generation vor uns und keine nach uns hat und wird jemals so vor dem Nichts gestanden haben und stehen so wie wir in diesen Tagen des Zusammenbruchs in Ostpreußen. Alles was wir liebten und verehrten, war verloren, die Zukunft erschien uns wie ein dunkles Tor. Geblieben war nur der Trieb, den jedes Lebewesen in sich fühlt: Durch diese dunkle Tor zu gelangen und zu leben, wie auch immer und zu welchem Preis auch immer!

Noch etwas Wichtiges gab mir dieser Nachmittag: wenn Körper und Geist an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren und ich ganz verzagen und aufgeben wollte, erstand vor meinen Augen wie auf einer Fotografie dieses Lagerfeuer vor der Kröligkeimer Schule und das Gedicht von Münchhausen rückte Wort für Wort in meine Erinnerung zurück:

„Der hat nicht gelebt“

Ich wollte es noch einmal erleben, diese Seligkeit eines nächtlichen Rittes durch den Sommer Sieslacks – und diese Sehnsucht war ein unerschöpflicher Kraftspender in allen verzweifelten Situationen. Erst als ich – später - erkennen musste, dass mein Weg mich nie wieder nach Sieslack zurückführen würde, brach mein Widerstand zusammen und nur mein Schatten erreichte das Elternhaus.—

Der Abend dämmerte bereits und die beiden Sibirier ließen das Feuer kleiner und kleiner werden, damit es nicht so weithin leuchtete, als die „maschina“ endlich kam. Wir waren die letzten, die aufgesammelt wurden. Es war ein amerikanischer LKW mit 2 Sitzreihen an beiden Außenseiten –

20 Personen und 2 Posten hatten Platz, 22 Personen in einer maschina, so fuhren wir peu à peu von Kröligkeim nach Insterburg. Unser nächstes Ziel aber war Dönhoffstedt. Im Dunkeln kamen wir an und wurden sofort in ein Haus geführt, das an der Hauptstraße lag. Durch einen großen Raum, in dem, wie wir hastig beim Weitergedrängt werden feststellen konnten, ca. 10 bis 12 Polen lagen, in ein kleines Zimmer, wo wir zu 20 Personen die Nacht verbringen sollten. Wir konnten kaum stehen, geschweige denn sitzen oder gar liegen. Inge und ich sahen uns an, verstanden uns gleich und drückten uns, nachdem der Posten mit der Laterne gegangen und die Tür nicht abgeschlossen hatte (wie wir zuerst befürchteten) zurück in den großen Raum. Die Polen zeigten Verständnis und Mitleid für unsere Lage. Für Ingrid rückte ein Georg zur Seite und ich fand meinen Platz, der ausgerechnet Stephan hieß. Wir waren kaum untergeschlüpft, als das übliche Theater auch schon losging. Es hatte sich in Windeseile herum gesprochen, dass ein neuer Transport Frauen angekommen sei und so stand die Tür die ganze Nacht nicht still. Es war ein Kommen und Gehen, ein Jammern und Fluchen und wir waren dankbar, dass uns die Gutmütigkeit der Polen eine sichere Nachtruhe bescherte. Am anderen Morgen teilten Stefan und Georg mit uns ihr Brot und wir gaben unsere Sülze dazu – unser letztes eigenes Frühstück für lange Zeit. Dann ging es zunächst wieder zum Verhör – ohne Schikanen zum Glück. Anschließend mussten wir zum Kommandanten und im Krankenrevier saubermachen. Bei dieser letzteren Tätigkeit wurde ich auch noch die alten geflickten Stiefel los. Erst wollte man mich auf Socken gehenlassen, aber auf mein Gezeter und Lamentieren hin zog er doch los, nachdem er mir bedeutet hatte, ich solle warten, und kam nach einer Weile mit ein paar ganz kaputten ausgetretenen Schnürschuhen wieder.

Er muss sie irgendwo auf dem Abfall gefunden haben. Da die Dinger ohne Schnürsenkel waren, riss ich unterwegs von einer alten Schürze die Bänder ab und zog sie in die Schuhe ein, die zum Glück einigermaßen passten. Mir war nun doch sehr elend zu Mute, wer wusste wohin uns unser Weg noch führen würde und wie weit? Und alles womöglich zu Fuß und dann in diesen Trittchen! Es lag ja noch Schnee, außerdem war es bitterkalt in diesen ersten Märztagen. Nun – qui vivra verra – ich lebte noch, also würde sich das Weitere finden!

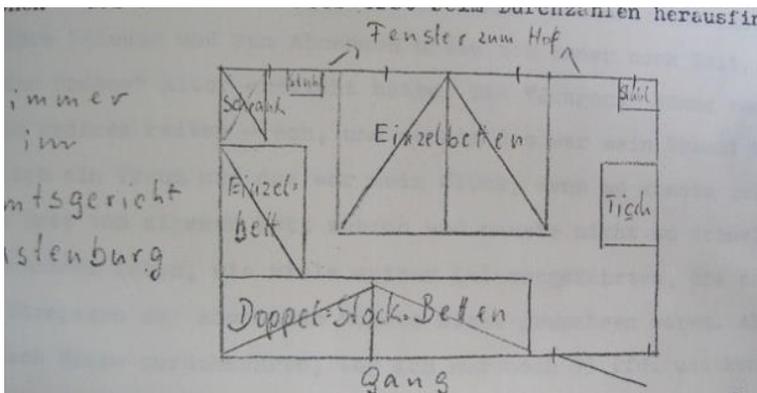
Gegen Mittag wurden wir wieder auf eine maschina verfrachtet und nach Rastenburg gefahren. Ich hatte von Rastenburg den Eindruck einer noch gut erhaltenen Stadt – wenig Beschuss, wenig Feuerschaden. Das Amtsgericht war unser Ziel. Dort wurden wir ausgeladen, gezählt, aufgerufen und aufgeschrieben. Nach langem Warten fand sich endlich der Mann mit der Klinke und man verteilt uns auf die einzelnen Zimmer. Das Rastenburger Amtsgericht quoll bei unserer Ankunft bereits über. Wir konnten nicht alle 20 in einem Raum untergebracht werden, da alle Büros und sonstigen Zimmer mit mindestens 30 bis 50 Personen sozusagen überbelegt waren. Das Verfahren der Russen, alle Zimmer des Gebäudes in Gefängniszellen zu verwandeln, war verblüffend und einfach. Sie zogen einfach die Drücker aus allen Türen und taten sie weg bis auf einen, der dann als „Sesam öffne Dich“ von einem Soldaten verwahrt wurde. War dieser Mann dann gerade in einem anderen Teil des Hauses oder sonst irgendwie beschäftigt, dann ging unter großem Gefluhe und Gerenne die Suche los und man konnte sich auf eine längere Wartezeit einrichten.

Warten können ist eine Kunst und will gelernt sein. Zunächst muss man sich von der Idee freimachen, das Ende der Wartezeit könne einen irgendwie einem Ziel näher

bringen. Die 2. Vorstellung, die man über Bord werfen muss, ist eine Begrenzung der Wartezeit. Wenn man – immer unsere Situation im Auge, natürlich – warten musste auf irgendwen oder – was, dann konnten sowohl Minuten oder Stunden, als auch Tage und Wochen vergehen. Man wusste nie, wann man dran kam oder ob man vergessen wurde. Es hat dann aber auch keinen Zweck, seine Gedanken in Vergangenheit oder Zukunft spazieren zu führen – das macht nur müde und letzten Endes ungeduldig und nervös. Auch Unterhaltungen – so überhaupt erlaubt und möglich – sind nicht zu empfehlen, da sie totsicher immer an einem Punkt festhängen: Was wird nun? Am besten man nimmt sich irgendein Buch, das man früher gelesen hat, in Gedanken vor und, versucht, es Seite für Seite zu rekapitulieren. Oder man rezitiert im Kopf Gedichte, oder versucht Vorträge zu wiederholen und wissenschaftliche Abhandlungen zu rekonstruieren. Wenn man sich in diesem Tun ein bisschen Übung und Routine angeeignet hat, dann wird einem kein Warten zu lang, im Gegenteil, das Warten wird einem zur Fundgrube ungeahnter geistiger Fähigkeiten! Ich hätte zum Beispiel nie geglaubt, dass mir jemals so viel einfallen würde, ja, dass ich jemals so viel gehört und gelesen hätte. Man empfindet schließlich das Ende der Wartezeit als unwillkommene Unterbrechung einer interessanten geistigen Tätigkeit. Musik dagegen eignet sich für mich nicht so gut zur Überbrückung einer Wartezeit, da ich mir nicht alles in Noten aufgeschrieben vorstellen kann. Musik machte mich traurig und lähmte meine Widerstandskraft. Die Vollendung in der Kunst des Wartens hat schließlich erreicht, der einfach - da man ja seinen Geist nicht pausenlos und beliebig lange strapazieren kann – völlig abschaltet, seinen Geist ruhen lässt und an nichts denkt. Das hört sich einfach an, aber „An nichts denken“ ist, finde ich, am

allerschwersten und ich habe diesen Zustand niemals erreicht. Auch der Schlaf ist an sich sehr geeignet, eine Wartezeit zu verkürzen, doch es gibt Situationen, die zum Schlafen völlig ungeeignet sind – obwohl wir es auch hierin durchaus zu einer gewissen Fertigkeit gebracht haben.

Inge und ich wurden in ein Zimmer im 1. Stock gebracht. Die Tür fiel hinter uns zu und wir sahen uns einer großen Anzahl von Frauen und Mädchen gegenüber, die sich irgendwie auf die 7 Betten, die der Raum fasste, verteilten. Wir waren alle zusammen fast 50 Personen – das konnte man aber erst beim Durch- zählen herausfinden.



Als wir noch unschlüssig an der Tür standen, nicht wissend wo wir beide noch ein Plätzchen finden sollten, zeigte sich über dem Rand des oberen, links neben der Tür stehenden Doppelstockbettes ein bekanntes Gesicht. Martha Daudert, die ‚dicke‘ Marthchen aus Petershagen – mir wohlbekannt als Briefträgerin des Petershagener Postamtes. Von ihrem Vater bezogen wir jedes Jahr unsere Einmachkirschen, da wir in Sieslack aus irgendwelchen

Gründen keine Kirschbäume hatten. Marthchen bewohnte also hier ein Oberbett und lud uns voller Wiedersehensfreude ein, es mit ihr zu teilen. Sehr zum Kummer unserer Unterbewohner, die ab sofort in steter Sorge lebten, wir drei könnten eines Augenblicks mitsamt der Stellage auf ihre Häupter fallen. Schließlich wog Marthchen bestimmt 75 bis 80 kg. Mein Gewicht bewegte sich damals zwischen 70 und 72 kg und auch Inge war gerade kein Leichtgewicht, wenn auch nicht so schwer wie wir beide. Mein Gewicht war übrigens der einzige Punkt, in dem Frau v. Heyden und ich ständig uneins waren. Ich war unglücklich darüber, war ich doch zu schwer um die „Jungens“, Geranium und St. Flory zu bewegen. Nur für Gordon wurde ich gerade zugelassen – der „Goldene“ trug ja mehr, da wurde sogar noch etwas zugepackt. Ich nahm mir also unentwegt vor, abzunehmen und kletterte jeden Morgen auf die Waage, was von Frau v. Heyden mit großem Unwillen registriert wurde und außerdem sowieso nichts half. „Junge Menschen müssen essen, so gut und so lange es ihnen schmeckt,“ war ihre Meinung, zum Abnehmen hätte ich immer noch Zeit, wenn ich ihr „hohes“ Alter erreicht hätte. Die „Jungens“ könne auch jemand anderes reiten – ach, und gerade das war mein Traum! Nun es blieb ein Traum und das war mein Glück, denn so konnte ich doch lange Zeit von meinem Fett zehren und musste nicht so schnell von der Substanz leben, wie viele meiner Leidensgefährten, die dadurch den kommenden Strapazen der kommenden Monate nicht gewachsen waren. Als ich nach Hause zurückkehrte, wog ich noch 95 Pfd. und konnte mich vor Schwäche kaum auf den Füßen halten.

Da waren wir also eingesperrt wie tausend Andere – was nun? Marthchen informierte uns über den bisherigen Tagesablauf, da sie schon 8 Tage hier war. 2 x am Tag gab es

Kartoffelsuppe - vormittags gegen 11 Uhr und nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr. Sonst nichts weiter. Wer selbst nichts mehr besaß, wie wir drei und viele andere, die unterwegs festgenommen waren und nicht von zu Hause kamen, der musste eben zusehen, wie er mit der Kartoffelsuppe zurechtkam. Es gab auch in unserem Zimmer einige, die hatten noch ganze Brote und Gläser mit Wurst und Fleisch, aber sie gaben niemanden etwas ab. Es war nicht leicht, ihnen zusehen zu müssen, wie sie Brot aßen – und wir hatten nichts. Der einzige Vorteil dabei war, dass sie die nachmittägliche Suppe verschmähten und uns so ab und zu eine zusätzliche Mahlzeit bescherten.

Zwei Mal am Tag wurden wir rausgelassen, um unsere Notdurft zu verrichten. Fast immer regelmäßig, zum Glück, so dass sich der Körper darauf einstellen konnte. Hinter dem Amtsgericht waren ein paar Schrebergärten, dorthin mussten wir gehen, immer zimmerweise geschlossen. Es war eine unbeschreibliche Schweinerei, bald gab es keinen Platz mehr, wo man hintreten konnte. Aber das scherte uns wenig. Auch das „daway, daway“ des russischen Postens beachtetten wir erst, wenn es gar nicht mehr anders ging. War doch diese kurze Zeit am Tage die einzige Möglichkeit, mit Verwandten oder Bekannten Zeichen und – wenn man viel Glück hatte – ein paar Worte zu wechseln. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch Frau Steinort wieder und konnte ein paar Worte mit ihr reden. Sie kam von Bartenstein und war krank vor Sorge um ihre Kinder. Ich habe sie dann nicht wiedergesehen- sie muss einem anderen Transport zugeteilt worden sein.

Fünf Tage blieb ich mit Inge zusammen in diesem Zimmer. Dann wurden wir aufgerufen und zu verschiedenen Verhören geführt. Ich kam dabei – nachdem ich in Begleitung eines Postens durch die halbe Stadt gelaufen war – kurz und

glimpflich davon. Danach ging es wieder zurück und nach endloser Suche nach dem Mann mit der Klinke wurde ich das 1. Mal in der Kleiderkammer ‚gefilzt‘. Zunächst wurde meine Aktentasche, mein einziges Gepäckstück untersucht. Notizblock und Federetui, Messer, Gabel, Briefe und Fotografien, Zahnbürste und Seife, Nageletui und das ‚Wunschkind‘, alles - flog auf einen großen Haufen. Übrig blieben nur einige Taschentücher, 1 Trainingshose, 2 Schlüpfen und 1 Paar Strümpfe. Dann kam ich selbst dran: Reithose und -jacke, Gürtel, Taschenlampe und -messer wanderten ebenfalls auf den Haufen. Sogar die Schürzenbänder, die meine Schuhe zusammenhielten, wurden herausgezogen und weggeworfen. Da nun aber der nächste Russe mit einem Opfer hereinwollte, entspann sich ein kurzer, heftiger Disput, den ich dazu benutzte „Das Wunschkind“ und einen Gürtel wieder aus dem Haufen zu fischen und in der Aktentasche zu bergen. Notizbuch (in dem ich Tagebuch in Stichworten geführt hatte) und die Briefe von Frau v. Heyden waren leider zu klein und zu dünn, um sie schnell zu finden und zu verwahren. Ich musste mich jetzt – statt der Reithosen die Trainingshose, Wollsocken, Unterwäsche und eine alte Trachtenjacke und meinen alten blauen Mantel – das war so ziemlich alles, was ich besaß. Na, um Beförderung, oder Verlust meines so leicht gewordenen Gepäcks brauchte ich mir wenigstens keine Sorgen mehr zu machen.

Der Russe führte mich in den Keller und schloss eine Zelle auf, in der bereits 20 Personen auf dem kalten Zementfußboden saßen oder lagen. Dieser Anblick ließ bei mir das Fass überlaufen. Ich drehte mich auf dem Absatz um, und fuhr wie eine wilde Katze auf den Posten los. Matratzen und Betten müssten her, sofort oder ob er uns alle erfrieren lassen

wollte. Völlig überrascht von meinem plötzlichen Ausbruch
retirierte er, beratschlagte im Gang mit einigen Kameraden,
verschwand mit ihnen und kam tatsächlich nach einer Weile
mit Matratzen und Federbetten wieder. Er warf die wortlos in
die Zelle, schob mich hinterher und schloss ab. Es dämmerte
bereits - wir konnten hier unten gerade noch genug sehen, um
die Matratzen aneinander zu legen und die Federbetten zu
verteilen, so dass jeder ein einigermaßen warmes Plätzchen
fand. Als das geschehen und ich erfahren hatte, dass meine
Leidensgefährten (Männer und Frauen) aus der Rößeler
Gegend stammten und von Rößel nach relativ guter
Behandlung zu ihrem Entsetzen hier in diesen Keller gebracht
worden waren, kam die obligate Kartoffelsuppe. Zu meiner
großen Freude an diesem Tage mit erheblicher Verspätung,
ich hatte mich schon auf eine hungrige Nacht eingerichtet. Da
die Rößeler sie zum Teil verschmähten, konnte ich mir noch
einen Teller für später wegstellen. Auf die erstaunte Frage,
warum ich das wohl täte, schilderte ich ihnen unseren
Tagesablauf im Allgemeinen und meine brotlose Situation im
Besonderen. Darauf hörte ich – alles im Dunkeln - Flüstern
und Papierrascheln und auf einmal wurde mir ein Päckchen in
die Hand gedrückt. Ich packte es aus - es erhielt ein richtiges
friedensmäßiges doppeltes Butterbrot mit Schinkenwürfeln.
Auf die Frage nach dem edlen Spender wurde mir der Name
Ochsenknecht genannt. Liebe Frau Ochsenknecht, Sie sehen,
ich habe es nicht vergessen und denke noch heute dankbar
an Sie zurück.

Drei Tage blieben wir in dem Keller. Dann wurden wir
aufgerufen, gezählt und auf eine ‚maschina‘ verladen. Die
Fahrt durch das Land war für uns alle erschreckend. Voll
Trauer sahen wir, dass alle Wegweiser bereits russische
Aufschriften trugen. Kein deutsches Schild mehr an Straßen

von Rastenburg nach Insterburg. Denn dort im Zuchthaus waren wir am Ziel. Wir hatten den Eindruck, in der Stadt waren nur das Zuchthaus und die Kasernen heil geblieben, alles andere sei zerstört.

Wir erreichen noch bei Tageslicht unser Ziel, aber nach endloser Zählerei und Warterei war es dann doch dunkel geworden. Deshalb wurden wir zunächst in einen großen Saal geführt, in dem aber alle Fenster kaputt waren und es infolgedessen schrecklich zog. Dort fand ich Martin Daudert und Inge wieder, die mit einer anderen ‚maschina‘ bereits vor mir angekommen waren. Doch mitten in der Nacht brachte man uns über einen grundlos schmutzigen Hof zur Entlausung. Auf Brettern balancierend, verlor mehr als einer das Gleichgewicht und landete in der Matsche. Auch ich verlor einen meiner ‚eleganten‘ Schuhe, der aber zum Glück noch eben von einem Hintermann gerettet werden konnte.

Die Aktentasche konnte ich diesmal vor dem Entlaust - Werden hüten, dank der Information einer in solchen Dingen erfahrenen Schicksalsgefährtin. Die meisten von uns hatten keine Ahnung, was eigentlich geschah und wozu solch eine Übung gut sein sollte. Wir hatten in der Mehrzahl noch nie eine Laus gesehen. Aber das sollte sich bald ändern. Nach der Entlausung ging es wieder quer über den Hof und drei Treppen hoch auf den Dachboden. Hier empfing uns ein furchtbares Durcheinander. Der Boden bestand aus drei hintereinander liegenden Räumen und hatte nur eine schmale Tür zur Bodentreppe, keinen weiteren Ausgang. Die Dachluken waren nicht zu öffnen, so herrschte hier eine unbeschreibliche Atmosphäre. Als wir eintrafen, befanden sich in den 3 Räumen ca. 400 Personen. Mit uns zusammen ca. 500 Mann. Es gab keinen Platz zum Sitzen, geschweige denn zum Liegen. Jeder hockte sich auf seinen ‚Pungel‘, so gut oder

so schlecht es eben ging und harrte der Dinge, die auf ihn zukommen würden. Es gab einige, die bereits 3 Wochen hier lebten und von ihnen erfuhren wir, wie man hier so lebte.

Einmal am Tage gab es Suppe – die Schweine hätten zuhause den Fraß nicht angerührt!! Ungeschälte Kartoffeln und Futterrüben schwammen in einer Art Abwaschwasser herum, ohne Salz, ohne irgendwelchen Geschmack – nur heiß war das Zeug! Dazu gab es pro Person 3 Scheiben Hartbrot und 1 Teelöffel Zucker – c'est ca.

Die Verteilung konnte zu jeder Tages- und Nachtzeit stattfinden, wie es sich gerade ergab. Zwei Posten stellten den Kessel mit der Suppe gleich neben die Tür, den Sack mit Brot und eine Tüte Zucker daneben, verschwanden und die Tür flog wieder zu. Zuerst füllten sich natürlich die vorne sitzenden die Geschirre und Taschen – wer hinten hauste, ging leer aus. So wurde es berichtet. Das änderte sich, als wir kamen. Bei unserer Gruppe befanden sich 5 Russinnen – von ihren Landsleuten irgendwie angezeigt und unserem Transport zugeteilt als Gleichgestellte – die versuchten, etwas Ordnung in diese verfahrenere Sache zu bringen. Eine von ihnen, Pascha, eine Medizinstudentin, übernahm das undankbare Amt des Verteilens, unterstützt von ihren Kameradinnen und ein paar vernünftigen deutschen Frauen. Es gab immer Streitman verteile je einen Teelöffel Zucker an ca. 500 Personen! Außerdem reichte Brot und Zucker nie. Entweder fanden sich auf dem Weg von der Küche bis hier schon Abnehmer - oder aber, was wahrscheinlicher war, - die Russen hatten die Anzahl der Personen, die auf unserem Dachboden zu verpflegen waren, über den Daumen gepeilt und so konnte es ja nicht stimmen.

Mit der Essensausgabe waren wir immer eine ganze Weile beschäftigt – sonst gab es nichts weiter zu tun - außer

zu warten. Zu warten auf das Essen, auf das Rausgelassen-werden, das nur einmal am Tage stattfand, zu immer anderen Zeiten. Mal ganz früh, mal mittags, mal abends spät, wie es gerade so passte. Ich kann mich nicht entsinne, dass ich selbst damit Schwierigkeiten hatte, aber es gab doch schon viele, die an Durchfall litten. Es standen zwar ein paar Kübel zur Verfügung, aber bei der drangvollen Enge wurde natürlich jeder, der von dieser Möglichkeit Gebrauch machen musste, von den Drumherum Sitzenden beschimpft und verjagt.

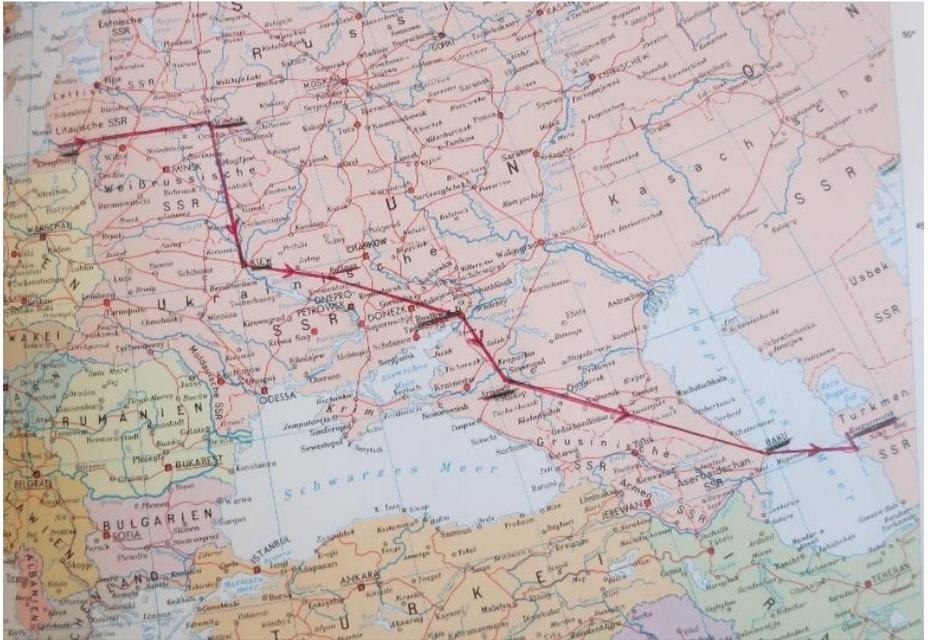
Einmal drang von unten her, sicher wegen eines verstopften Ofenrohres, Rauch auf unseren Boden. Eine neben mir sitzende Frau begann hysterisch zu schreien, Feuer!! zu schreien. Sie kam aber nur einmal dazu, denn ich hatte mich sofort auf sie gestürzt und ihr Furchtbares angedroht, wenn sie es wagen sollte, noch einmal zu schreien. Sie war zum Glück vor Schreck sofort still. Eine Panik hätte für uns vordersten im Raum unweigerlich das Ende bedeutet, denn die anderen hätten uns in ihrer Angst einfach zu Tode getrampelt. Wie sehr hing man doch an diesem bisschen Leben, wenn es auch momentan nur ein Vegetieren war.

Nach 3 Tagen wurden wir erlöst und mit unserem Gepäck auf den Hof geführt – es tat sich also irgendwas. Nach dem üblichen Aufrufen und Zählversuchen marschierten wir schließlich ab. Ein Zug von ca. 1.000 Personen – 800 Frauen und Mädchen und 200 Männer. Es ging zum Güterbahnhof. Dort wurden wir zu 50 bzw. 40 Personen abgezählt und mussten in die bereitgestellten Güterwagen klettern. Ich hatte das Pech, gerade die Zahl 40 zu erwischen, während Marthchen und Inge Nr. 1 und 2 im nächsten Waggon waren. Ich wollte noch schnell mit jemanden tauschen, aber in der Eile fand sich niemand, der dazu bereit gewesen wäre. Jeder

klammerte sich in der Ungewissheit an Verwandte und Freunde. Ein Posten trieb mich böse hinter den anderen in den Waggon, die Tür wurde zugeschoben, abgeschlossen und wir standen zunächst hilflos im Dunkeln. Das war am 23. März 1945 am frühen Nachmittag.

Ich war in den Waggon geraten, in dem auch die 5 Russinnen gehörten. Nachdem wir uns etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatten, wollten wir uns dahin hocken, wo wir gerade standen. Aber nun nahm Pascha die Sache in die Hand. Sie hatte ja bereits einen Transport in umgekehrter Richtung mitgemacht und kannte sich aus. Sie ordnete uns zuerst in 10 Personen in einer Reihe und wir mussten uns probeweise mit den Füßen gegeneinander hinlegen. Und sieh da, so ging's. Wenn auch eng wie die Ölsardinen, so konnte doch wenigstens jeder liegen und die Beine ausstrecken. Was das bedeutete, kann nur jemand ermessen, der schon einmal längere Zeit hockend oder stehend verbringen musste. Und nach Paschas Rechnung würde es wahrscheinlich Tage oder Wochen dauern, bis wir den Waggon wieder verlassen konnten. Es gab in unserem Zug mehrere Wagen, deren Insassen nicht auf die Idee gekommen waren und die später fast gelähmt beinahe aus den Türen fielen.

Der lange Weg unserer Verschleppung bis ans „Ende der Welt nach Turkmenistan“



Wir ordneten uns also und nahmen dabei das Innere unseres Wagens genauer in Augenschein. Gegenüber der Tür befand sich so eine komische Holzrinne, deren Zweck wir nur errahnten.

Nachdem wir unsere Umgebung genügend kennen gelernt und dabei festgestellt hatten, dass keiner von uns etwas Essbares bei sich führte, warteten wir auf die Abfahrt. Aber der Tag verging, die Nacht und der nächste Tag (24.3.1945) und der 25.3.; nichts rührte sich am Zug oder überhaupt auf dem Bahnhof. Ja, hieß es, nun machen sie mit uns, wie wir mir den

Juden taten. Sie lassen uns hier einfach stehen und verhungern und verdursten. Oder sie werden die Wagen mit Benzin übergießen und uns einfach anzünden und elendig verbrennen lassen. Diese Tage auf dem Insterburger Güterbahnhof in dem zugeschlossenen dunklen Waggon waren die Hölle.

In dem anderen Wagen verloren sie die Nerven und begannen stundenlang nach Wasser zu schreien. Wadi! Wadi! Das unaufhörliche rhythmische Gebrüll begann auch an unseren Nerven zu zerren. Und so wollten wir uns aus lauter Angst natürlich auch bemerkbar machen. Pascha aber gelang es, uns zu überzeugen, dass wir damit nur unsere Kräfte verschwenden ohne irgendeinen Nutzen davon zu haben. Auf ihren Rat hin verbrachten wir die Höllentage liegend und dösend und mit so wenig Bewegung wie möglich. Um diese Ruhe für alle zu bewahren, sollte jeder seinen Lebenslauf erzählen und sie fing gleich selbst damit an.

Pascha war in Lubny bei Poltawa in der Ukraine aufgewachsen. Ihr Vater war Fleischermeister - soweit ich mich erinnere und sie hatte zwei Brüder, die Ingenieure waren oder werden wollten. Und eine kleine Schwester, die Katja hieß. Sie erzählte von ihrem Elternhaus, dicht an einem Fluss gelegen, und von ihrem Medizinstudium in Kiew. Sie versuchte uns die Ideale und das Anliegen der jungen russischen Generation nahe zu bringen. Sie war mein Jahrgang – 1922 – und fast am gleichen Tag geboren. Voll Interesse hörten wir ihr zu, wie wenig wussten wir doch von den Anderen, wie sehr hatte man uns isoliert, wie einseitig waren wir erzogen. Pascha hingegen hatte während ihres Studiums als Pflichtfach Deutsch gehabt und sprach es gut. Sie wusste in europäischer Literatur und Geschichte gut Bescheid – wie übrigens alle Russen der Intelligenzschicht,

mit denen ich in Berührung gekommen bin. Voll Beschämten mussten wir immer wieder feststellen, dass die Anderen mit offenen Augen über die Grenzen geschaut hatten, während wir ihnen den Rücken kehrten und nur uns selber sahen.

Nach der Einnahme Poltawas war Pascha wegen ihrer guten Deutschkenntnisse von einem Sonderführer als Dolmetscherin verpflichtet worden und beim Rückzug mit ihm nach Ostpreußen gegangen. Nach der russischen Besetzung arbeitete sie als Oberschwester im Lazarett eines Sammellagers für russische Kriegsgefangene und Verschleppte. Sie wurde von dort – aufgrund einer einzigen Anzeige ihrer eigenen Landsleute – nach Insterburg gebracht und kam so in unseren Transport.

Sie wurde mir Kameradin und Freundin, verbunden durch das gemeinsame Schicksal. Sie rettete mir das Leben, und ihrer stets wachen Hilfsbereitschaft und ihrer Treue zu unserer Freundschaft habe ich es zu verdanken, dass ich wieder nach Hause zurückkehren konnte. Pascha war mein einziger Halt in der kommenden schweren Zeit. Ich folgte blindlings ihren Anweisungen, wissend und vertrauend, dass sie aus sorgender Liebe zu mir das Beste für mich erreichen wollte. Es verging kein Tag bis heute, an dem ich nicht in Dankbarkeit ihrer gedachte – inbrünstig hoffend, ein gütiges Geschick habe sie, wie mich, vor Schlimmen bewahrt und wieder glücklich gemacht.

Endlich am 26.3.1945 – 3 Tage nach unserer Verladung, schien sich draußen etwas zu tun. Hin- und Hergelaufe, russische und deutsche Zurufe, rangieren hin und her und schließlich: Abfahrt!

Durch Ritzen, die wir mit zwei noch vorhandenen Taschenmessern vorsichtig erweitert hatten, konnten wir beobachten, durch welche Gegend wir fuhren.

Strahlender Sonnenschein begrüßte uns bei unserer Ankunft in Tilsit. Der Zug hielt und wir bekamen das erste Mal seit dem 22.3. wieder etwas zu essen. Drei Scheiben Hartbrot, 9 Gramm Zucker (das ist 1 Teelöffel, wie gehabt.) und 50 Gramm Tilsiter Käse (das ist ca. eine Scheibe) bildeten unsere tägliche Nahrung für die nächsten Wochen. Der Käse wurde en bloc in den Wagen geschoben und wurde von uns so genau wie möglich mit Hilfe eines Zwirnfadens in 40 Scheiben aufgeteilt. Dazu gab es täglich eine Kanne Wasser pro Waggon. Ich trank sehr wenig und überließ meinen Anteil meistens älteren Frauen, die ohne Flüssigkeit mit dem Hartbrot gar nicht zurechtkamen. Mit den 3 Scheiben konnte man sich – bei einiger Sparsamkeit – den ganzen Tag beschäftigen. Es war luftgetrocknetes „Kommissbrot“, hart wie Stein und schwer zu bearbeiten.

Die Fahrt ging weiter, bis wir nach einigen Tagen Witebsk erreichten. Hier bekamen wir das erste warme Essen auf dieser Fahrt. Nudelsuppe, dick wie cascha, aber mit Fleisch und sehr schmackhaft zubereitet. Trotzdem mussten wir uns anstrengen, unsere Kanne leer zu bekommen, denn vorher gab es kein Wasser. Die Türen blieben sogar auf und wir konnten aussteigen, um uns die Beine zu vertreten – und immer nur 1 Waggon gleichzeitig. Da die anderen Wagen alle offen standen, forschte man natürlich nach Angehörigen und Freunden, soweit die Erlaubnis zum Rumlaufen reichte. Es spielten sich erschütternde Wiedersehensszenen ab. Nun, ich war allein und suchte niemand. Dabei empfand ich dieses Alleinsein durchaus als Vorzug – gesellte sich doch zu der Sorge um die Erhaltung des eigenen Lebens nicht auch noch die weitaus schwerwiegendere um das Wohlergehen der nächsten Angehörigen.

Die Reise ging über Witebesk – Cscha – Kiew – Lubny – Poltawa – Charkow – nach Rostow. Arme Pascha – wir fahren durch Lubny, eingeschlossen, ohne die Möglichkeit einer Verständigung mit der Außenwelt. Ihre Eltern hatten seit Ihrem Weggang mit dem deutschen Sonderführer nichts von ihr gehört, wussten nicht, ob sie noch lebte. Ich hielt die verzweifelt schluchzende in meinen Armen und versuchte vergeblich, sie zu trösten, was aber können Worte ausrichten bei einem Menschen, der sich seines Schicksals und seiner absoluten Handlungsunfähigkeit so mit einer Sachlage bewusst wurde wie Pascha in dieser Stunde unserer Fahrt durch die blühende sonnige Heimat.

In der Gegend von Charkow bewunderten wir die endlosen Aprikosenplantagen, deren Bäume in voller Blüte standen. Da wir ja nicht wussten, wo unser Transport enden würde, malten wir uns aus, wie es wäre, wenn wir hier arbeiten müssten. Als uns dann aber die Zechen und Fördertürme des Donezbeckens empfingen, erfasste uns ein Grauen bei dem Gedanken, vielleicht hier im Bergwerk eingesetzt zu werden. Stammten wir doch alle aus der Landwirtschaft und waren die Arbeit an der frischen Luft gewöhnt.

Am 11. Tag unserer Reise kamen wir abends in Rostow an. Wir erhielten noch in der Nacht ein warmes Essen – eine Art Erbsensuppe, (von uns später „Rennfahrersuppe“ genannt, wegen ihrer verheerenden Wirkung auf die Gedärme!) und Hirsecascha. Noch in der Nacht wurde unser Waggon ausgeladen und zur Entlausung geführt. Wir marschierten zu einer großen Bade- und Entlausungsanstalt. Beim Warten in den hellen, sauberen gekachelten Fluren verbreitete sich das Gerücht, es gäbe hier richtige Klos. Alles eilte sofort dorthin und wir standen Schlange. Wie groß war unsere Enttäuschung, als wir wieder nur einen Apparat zum

Hocken voranden. Es gab bereits einige, die, wenn sie sich ausmalten, was sie wohl bei ihrer Heimkehr zuerst und am liebsten tun würden, erklärten, sie würden dann den halben Tag nicht wieder von diesem Örtchen herunterkommen! So sehr ist der Mensch Gewohnheiten verpflichtet.

Bei der Entlausung passte ich übrigens nicht genügend auf und büßte so Kamm und Gürtel ein, die ich nur als verschrumpelte Ruinen in meinem Bündel wiederfand.

Zurück gekehrt in die Waggonen, fanden wir zu unserem Entzücken die Türen und Fensterklappen offen und sie blieben es auch. Weniger erfreut waren wir über den Wechsel der Begleitmannschaft. Ihre mongolischen Gesichtszüge erweckten in uns unangenehme Erinnerungen.

Am anderen Tage ging es weiter. In einem kleinen Nest hinter Armavir, direkt am Kuban wurde unser Waggon zum Wasserholen eingesetzt. Als ich in einen der vordersten Waggonen meine Kanne voll Wasser hineinreichte, erklang ein Schrei: „Stefanie, wie kommst Du hierher?“ Es war Dorothe, die jüngste Tochter der Familie Stein vom Gut Schönwiese, die mich hier am Kuban wiedererkannte. Wir sprachen ein paar Worte, dann musste ich weiter, um noch andere Waggonen mit Wasser zu versorgen. Es war ein später Nachmittag, als wir, müde von der ungewohnten Beschäftigung, wieder in unsere Waggonen kletterten.

Am nächsten Morgen fand uns die aufgehende Sonne bei der erstaunten Betrachtung, oberirdischer, wie Hochbahnen gebaute Ölleitungen und einen ungeahnt üppigen Blumenflor, der den Bahndamm bedeckte. Wir waren in Baku angelangt, 16 Tage nach unserer Abfahrt in Insterburg.

Wir wurden eingeladen und zum Hafen geführt. Dort hockten wir am Quai, versuchten uns über Baku, das

Kaspische Meer und unser endgültiges Ziel zu informieren, bestaunten die mitten im Wasser stehenden Bohrtürme und genossen Wärme und Sonnenschein. Wir durften frei umher gehen und so quirlte es bald wie in einem aufgerührten Ameisenhaufen. Jeder war irgendwie unterwegs, um Verwandte, Freunde und Bekannte wiederzufinden. Auch ich begab mich auf die Suche nach Marthchen, Inge und Dorothe, fand alle und wir blieben zusammen, auf das nächste Ereignis wartend.

Von Pascha habe ich vorher erfahren, dass unser Transport nach Krasnowodsk gehen sollte. Zunächst für den Ural bestimmt, wurde in Witebsk alles umdirigiert und wir fuhren statt ostwärts nach Smolensk, südlich nach Orscha.

Krasnowodsk- irgendwo und irgendwann hatte ich diesen Namen schon einmal gehört und gelesen, in irgendwelcher Gehirnschublade befanden sich darüber Informationen – aber ich fand den Schlüssel zu diesem Wissen nicht. Ich hatte mir schon tagelang den Kopf zerbrochen – ohne Ergebnis.

Gegen Abend legte ein schönes großes Schiff am Quai an und wir gingen an Bord. Es ging alles viel friedlicher und legerer zu als bisher – wir durften uns unsere Plätze selbst aussuchen. Pascha und ich zogen es vor, an Deck zu bleiben, um die Meeresluft zu genießen. Die meisten schliefen, nur wenige erlebten wie wir diese nächtliche Fahrt über das Kaspische Meer. Das Wasser lag spiegelglatt, gefüllt mit Mondschein und Sternenlicht und wir glitten leise, wie im Traum durch die Stille.

Wieder wanderten meine Gedanken in die Zukunft voraus – Krasnowodsk – es ließ mir keine Ruhe. Da auf einmal war mir, als ob vor mir auf dem Wasser ein Buch aufgeschlagen läge. Sven Hedins „Abenteuer in Tibet“. Auf der

rechten Seite ziemlich zu Beginn, stand, was er über den Ausgangsort seiner Expedition durch Tibet geschrieben hatte – ich brauchte nur noch abzulesen.

„Vielleicht glaubt der Leser, dass man das Gefühl des Wohlbehagens verspüre, wenn man nach einer glücklichen aber anstrengenden Fahrt über das Meer seinen Fuß auf Asiens Küste setzt und bei Krasnowodsk, den roten Wassern ans Land geht. Nein, durchaus nicht; diese Stadt ist ungefähr das Gegenteil eines irdischen Paradieses. Man denke sich ein kleines Nest, mit weißen einstöckigen Häusern und platten Dächern, ein paar ärmlichen Kirchen, umgürtet von einem Ringe unfruchtbarer, verwitterter Berge und gelber Sanddünen. Kein Baum, kein Grashalm ist zu sehen, ja nicht einmal ein Tropfen süßen Wassers! Dieses wird in großen Holzfässern mit der Bahn aus dem Inneren des Landes hierher gebracht. Es käme einer Verbannung gleich, an diesem Ort, der in glühender Sonnenhitze briet, leben zu müssen“.

Ich las laut vor, was ich sah und Pascha, die sofort begriff, was vor sich ging, hörte atemlos gespannt zu. Das also war es, was uns erwartete. Wir sahen uns an – unsere Gedanken waren trübe und die Herzen voller Furcht und Trauer.

Am anderen Morgen legten wir in der Bucht von Krasnowodsk an. Wir gingen von Bord und warteten, in der glühenden Sonne am Quai hockend, auf unseren Abmarsch. Da wir aus dem ostpreußischen Winter kamen, und zum Teil doppelte und dreifache Kleidung anhatten, litten wir besonders stark unter dieser ungewohnten Hitze. Die paar Schattenplätze an der Mauer waren schnell besetzt, außerdem verschwanden sie peu à peu, je höher die Sonne stieg.

Krasnowodsk empfing uns mit einer Welle von Feindseligkeit. Zunächst führten wir die Steinwürfe auf den Übermut spielender Kinder zurück. Als wir aber dann am Nachmittag durch die Stadt zum Lager marschierten, wurde uns eigentlich das erste Mal auf dieser Fahrt bewusst, dass wir und jene Feinde waren! Entlang der Straßen, durch die wir zogen, standen finster blickende Männer und Jungen – Frauen nicht, nur ab und zu sahen wir einige, tief schwarz verschleiert, vorüberhuschen. Als die ersten Steine flogen, trieben uns unsere Wachmannschaften zu größerer Eile an, so dass die am Ende Marschierenden den Weg im Dauerlauf zurücklegen mussten.

Soviel wir bei dem Geschwindmarsch feststellen konnten, hatte Sven Hedin mit seiner Schilderung nur zu Recht. Zwar war der Ort inzwischen gewachsen und wies auch bereits moderne Bauten auf, aber noch immer wuchs kein Grashalm hier. Nur eine kleine traurige Birke fristete mühsam vor dem Rathaus ihr Leben, liebevoll jeden Tag mit dem kostbaren süßen Wasser begossen, wie wir später erfuhren. Sonst gab es nur Sand, Steine und böse Blicke. Der Friedhof glich einem Bild von Chagall –schwarze Kreuze, deren Schatten die untergehende Sonne gespenstisch in den roten Sand malte.

Krasnowodsk – auch für die Russen ist dieser Name eine Drohung! Alle die dort arbeiten und keine Turkmenen sind, wurden für kürzere oder eine längere Zeit hierher strafversetzt. Dieses Wissen war deshalb zunächst für Pascha ein Grund zu größter Niedergeschlagenheit, ohne dass sie überhaupt wusste, wie es hier wirklich aussah. Die Stadt war gewachsen, es wurde gebaut und nach Öl gebohrt – auch im Kaspischen Meer standen die Bohrtürme, genau wie in Baku. Die Russen erhofften sich wohl auf Grund der Lage

größere Ölvorkommen – jedenfalls wurde fieberhaft dafür gearbeitet. Ob mit oder ohne Erfolg konnte ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit unseres Aufenthaltes an diesem ungastlichen Ort nicht feststellen.

Man muss sich einmal klarmachen, in welche Verhältnisse wir als Gefangene hineinkamen.

1. Kein Trinkwasser. Das kam entweder mit der Bahn aus Samarkand und Taschkent oder mit dem Schiff aus Baku. Die Folge: Wir bekamen pro Tag und Nase $\frac{1}{4}$ Liter! Zum Waschen konnte in der Stadt das Leitungswasser genommen werden, - es war aber streng verboten es zu trinken, da es stark fluorhaltig wäre. Das Wasser des Kaspischen Meeres ist so salzhaltig, dass eine Gewinnung von Trinkwasser kostspieliger ist, als der Transport über Tausende von Kilometern.
2. Auf Kilometer im Umkreis keinerlei Vegetation. Die Folge: Wir lebten während der ganzen Zeit nur von eingesalzenen Fischen, gesalzenem und getrocknetem Ziegenfleisch (die kleinen schwarzen Bergziegen kletterten überall herum – sie müssen praktisch von Sand und Steinen leben), Reis und Kascha. Keine Kartoffeln, kein Obst, kein Gemüse und keine Milch. Die Folgen waren so katastrophal, dass unser Lager bereits nach einem $\frac{1}{2}$ Jahr wieder aufgelöst wurde. Wie wir später erfuhren, sollten ursprünglich SS-Einheiten hierherkommen. Jeder kann sich ausmalen, wie das Lager eingestuft war.

Zu diesen Ernährungsschwierigkeiten kam noch das für uns so ungewohnte Klima. Am Tage glühende Hitze, die das Braten von Spiegeleiern auf den heißen Steinen erlaubte und nachts unserem Empfinden nach so kalt, dass man alle

Pullover und Mäntel, die man besaß, anzog und dabei oft noch fror.

Wieder einmal mussten wir – innerhalb einer großen Umzäunung auf die ‚maschina‘ warten. Sie sollte uns in die Stadt zur Entlausung und anschließend ins Lager bringen. Da nur ein LKW zur Verfügung stand, der jedes Mal nur 20 Personen mitnehmen konnte, ging die Sache entsprechend langsam vor sich. Es wurde ohne Dämmerung plötzlich und übergangslos dunkel, ein Wind kam auf, der sich verstärkte. Sand flog um uns, drang in Nasen Ohren und Augen und schließlich begann es auch noch zu regnen. Ein seltenes Ereignis in diesem Lande – vom Wettergott extra zu unserem Empfang inszeniert.

Wir begannen unruhig zu werden, um die ankommende ‚maschina‘ zu stürmen. Schließlich wurde es wohl auch unseren Wachleuten zu ungemütlich und sie brachten uns - unter Verzicht auf die vorgesehene Entlausung und Säuberung ins Lager, wo wir zunächst in leerstehende Baracken eingewiesen wurden. Nachdem wir – oh Wunder – noch einige Kübel heißen Tee zur Verteilung bekommen hatten, sanken wir müde und zerschlagen auf unsere Decken und schliefen fest und traumlos bis zum anderen Morgen.

Gleich nach Sonnenaufgang ging der Transport zum Badehaus weiter. Während unsere Sachen die obligate Entlausungszeremonie durchlitten, verhalf man uns in einer richtigen Sauna zu Sauberkeit. Heißer Dampf und Kaltwasserduschen weckten unsere Lebensgeister neu, leider aber auch den dazugehörigen Hunger. Ins Lager zurückgekehrt, wurden wir nun in die für uns vorgesehenen Baracken eingewiesen. Zum Mittag gab es Kapusta, eine Suppe aus Trockenkohl und Tomatenmark, mit Öl zubereitet, dazu für je 5 Mann ein Maisbrot. Diese Suppe und das

ungewohnt bittere Brot bedeuteten für viele von uns den Anfang vom Ende. Die Armen, die ohnehin schon unter Durchfall zu leiden hatten, konnten sich jetzt überhaupt nicht mehr retten, aber auch uns Gesunden schlug diese Kost erheblich auf den Magen und die Gedärme.

Uns war erklärt worden, dass wir vorerst 14 Tage nicht zu arbeiten brauchten. Wir sollten uns von den Strapazen des Transportes erholen und uns akklimatisieren. So vergingen die Tage mit dem Einrichten der Baracken und dem Besichtigen des Lagergeländes. Die Baracken waren – wohl wegen der Tageshitze und des Sandsturmes – in die Erde gebaut, sodass nur die Dächer herausragten. Jede Baracke enthielt Bettstellen für ca. 350 Personen. Sie waren 3-stöckig erstellt und jedes Stockwerk teilten sich 4 von uns. Auf einer Stellage wohnten also 12 Personen und immer 3 Bettstellen bildeten einen Block mit einer Blockältesten, ‚starschina‘ genannt. Nach Einbruch der Dunkelheit mussten alle in den Baracken bleiben, in denen immer Licht brannte, und für 22 Uhr war strikte Bettruhe angeordnet.

Ich teilte mein Bett mit Marthchen Daudert. Wir hatten uns auf dem obersten Stockwerk einquartiert, meine Woilach als Unterlage, jeder sein Bündel unter dem Kopf und mit dem Mantel zugedeckt. Ich wollte gerade einschlafen, als Marthchen neben mir hochfuhr. Sie behauptete es habe sie etwas gebissen und außerdem krabble es überall. „Läuse“ war meine drakonische Antwort und gleichmütig drehte ich mich wieder auf meine Schlafseite. Sie legte sich auch wieder, um nach einer Weile erneut aufzufahren. Nie und nimmer seien das Läuse, schimpfte sie, ich solle doch nur einmal hören, wie es überall knisterte und knackte. Auch die anderen waren inzwischen wieder munter geworden – es wirklich unheimlich. Klack, klack, klack – so ging es ohne Pause, als ob dicke

Tropfen auf die alten Holzbetten fielen. Da es aber durch ein festes Dach nicht gut regnen konnte, außerdem die Nacht mondhell und sternenklar war, mussten diese widerlichen Geräusche also andere Ursachen haben. Irgendwo klang es schließlich auf und pflanzte sich in Windeseile durch die ganze Baracke fort: „Wanzen“!!! Wanzen in allen Größen, schwarze und braune – eine Invasion von Wanzen. Unsere russischen Posten hatten voll stolz erzählt, die Baracken ständen schon 300 Jahre und hätten bereits unter den verschiedenen Zaren Zwecken ähnlicher Art wie den heutigen gedient.

Aber nach der Zahl der Wanzen mussten die Dinger mindestens 700 Jahre alt sein und bis dato unbewohnt, so verfressen waren unsere Quälgeister. Sie fielen von der Decke, sie kamen aus allen Ritzen Nacht für Nacht. Aber- sie waren wählerisch. Es gab manche, die schon am nächsten Tag von Wanzenbissen so zugerichtet waren, dass sie nicht mehr aus den Augen gucken konnten, so angeschwollen war das Gesicht. Andere hatten ungezählte Stiche, doch ohne Schwellungen, aufzuweisen und wieder andere – dazu gehörte ich auch – blieben völlig ungeschoren. Trotzdem waren sie auch für uns grässlich, denn bei jeder Bewegung zerdrückte man hunderte von den Biestern und ein ungeheurer Gestank war jede Nacht die Folge. Nach dieser neuen Erfahrung betrachteten wir unsere Läuse als liebe Haustierchen. Obgleich natürlich im Endeffekt viel gefährlicher, zeigte ihre Tätigkeit doch im Moment nicht so augenscheinliche Folgen.

Am anderen Morgen suchte ich Pascha. Sie war mit ihren Landsmänninnen und anderen Ausländern – Franzosen, Schweizern, Italienern, Polen und sogar 2 Amerikanerinnen – in der Ausländerabteilung. Als ich sie gefunden hatte und vor ihr stand, betrachtete sie mich prüfend und nickte dann

zufrieden. „Karascho, Steffka – Du auch kein Futter für Wanzen – sehr gut für Schwesternarbeit.“ Schon unterwegs hatte sie davon gesprochen. Falls sie Oberschwester eines Lagerlazarettes werden sollte, würde sie mich als Schwester mitnehmen.

Zuerst hatte ich heftig protestiert. Ich verspürte dazu weder Lust, noch hatte ich Vertrauen zu meinen Fähigkeiten in medizinischer Hinsicht. Ich war gegen Krankheiten und alles, was damit zusammenhing. Die Medizin war mir nicht nur von der Materie her fremd. Die ganze Mentalität dieses Berufes – wie Pflegen, Sanft-Sein, Geduldig-Sein und für die Leiden und das Leben anderer zu wirken, all das lag mir absolut nicht. Ich hatte Pascha ausgelacht, als sie mir ihre Pläne auseinandersetzte. Ich hatte Ackerbau und Viehzucht studiert und nicht Medizin! Aber sie blieb ernst und ungerührt von meiner Abwehr. Sie war der Ansicht, dass ich die Arbeit, zu der das gesamte Lager unzweifelhaft in Kürze eingesetzt würde, nicht bewältigen könnte und dass ich ohne ihre Hilfe die Heimat nie wieder sähe. Und helfen könne sie mir nur, wenn ich in ihrer Nähe blieb. „Du bist klug genug, um Dir schnell das notwendige Wissen anzueignen und so anpassungsfähig, dass Du die nötige Geduld und was sonst noch zur Pflege gehört, ohne Schwierigkeiten lernen kannst.

Außerdem wird es in dieser Zeit die einzige Tätigkeit sein, für die es sich lohnt, zu arbeiten. Du kannst Deinen Schwestern und Brüdern helfen, so gut Du kannst und brauchst nicht für den Feind, den Fremden arbeiten und Dich plagen.“ Das letzte Argument leuchtete mir besonders ein und so einigten wir uns friedlich. Mein Widerstand gegen ihre Pläne hätte sowieso nicht viel genützt, denn es war fast unmöglich sie von etwas abzubringen, was sie sich in den

Kopf gesetzt hatte. Das sollte ich Im Laufe der Zeit noch oft genug erfahren!

Vorerst aber gab es noch kein Lazarett. Die Tage vergingen hauptsächlich mit Zählapellen – stundenlanges Stehen in der glühenden Sonne. Da war es Pascha, die mich davon befreite. Ich wurde zum Aufschreiben der Namen eingesetzt. Der Sonne entging ich zwar dadurch auch nicht, aber ich durfte doch sitzen und hatte etwas zu tun. Meine Gedanken kreisten beim untätigen Umherstehen nicht um Vergangenheit und Zukunft. Ich musste im Gegenteil sehr aufpassen, um Namen und dazugehörige Angaben richtig zu verstehen, damit ich nicht irgendeinen Unsinn in die Listen schrieb. Wir haben danach noch unzählige Listen geführt, während unseres Aufenthaltes in Krasnowodsk und auch während unserer Heimfahrt. Alles musste genau registriert werden, sonst zog man sich die Ungnade des Lagerkommandanten bzw. des Transportleiters zu. Wo aber mögen diese Listen alle geblieben sein? Naja, Russland ist groß und der Zar ist weit, so hieß es früher und so heißt es mit kleinen Abwandlungen heute noch. Irgendwo in irgendwelchen Archiven ruhen diese Listen und ungezählte andere aus allen Lagern Russlands, wenn sie nicht verbrannt, zerrissen oder sonst wie vernichtet wurden. Aufgeschrieben wurde jedenfalls immer und immer wieder!

Als die Ruhr immer weiter um sich griff, wurde eine Baracke für die kranken eingerichtet. Hierher kamen auch die ersten Schwerkranken, ein junger Mann im letzten Stadium der Lungen TB, zum Skelett abgemagert, aber von einem Lebenswillen durchglutet, der mich zu tiefst erschütterte. Immer wieder sein Aufbäumen gegen den körperlichen Verfall und doch – wie sinnlos und fast unheimlich diese

Lebensgeister eines, auch in normalen Verhältnissen vom Tode gezeichneten.

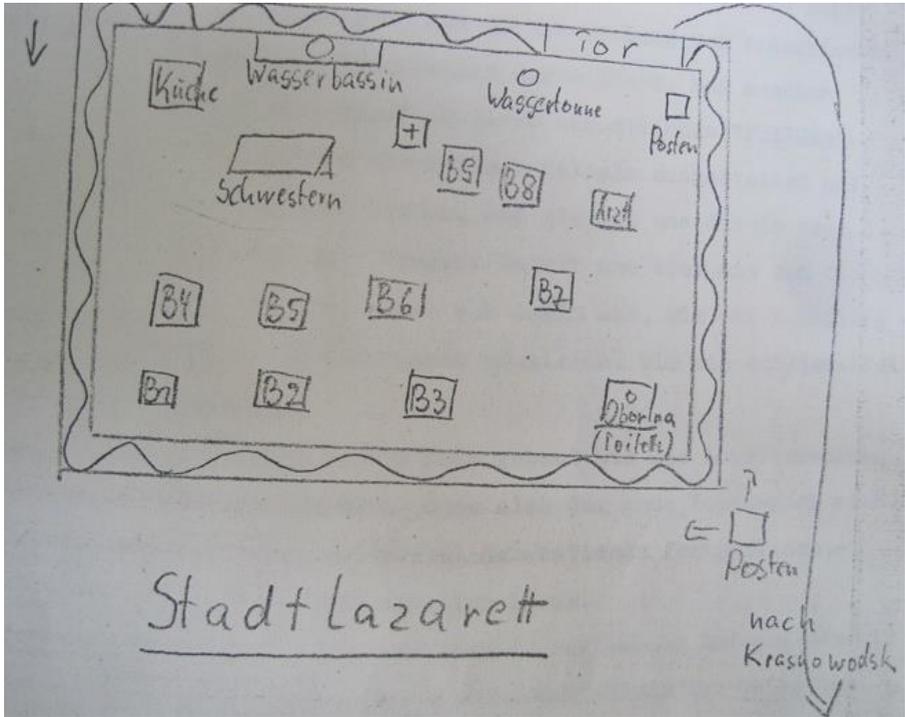
Mit der Pflege hatte ich zuerst nichts zu tun, wenn man von einigen Handreichungen absieht, zu denen mich Pascha während der Mahlzeiten zum Beispiel heranzog. Ich war Schreibmamsell und blieb es auch vorläufig. Dabei begann Pascha bereits mit der Schulung. Alle Neuzugänge sprach sie mit mir durch, erläuterte mir die Ursachen ihrer Erkrankung und die Hilfsmaßnahmen unter normalen und unter unseren besonderen Verhältnissen. Ich musste höllisch aufpassen und hatte gar keine Zeit, meine Gedanken irgendwohin spazieren zu führen. Denn Pascha konnte sehr böse werden, wenn sie feststellte, dass ich unaufmerksam war oder irgendwas wieder vergessen hatte. Sie war der Meinung, mein Sein oder Nichtsein hinge von meinen geistigen Fähigkeiten ab und ich könne oder wolle es nicht begreifen. Sie war in dieser ersten Zeit häufig schlecht gelaunt und ich musste als Blitzableiter dienen. Da wir aber ohnehin insgesamt leicht reizbar und ungeduldig waren, fiel es nicht so ins Gewicht – wir mussten uns halt alle erst einmal akklimatisieren.

Es arbeiteten auch schon einige ausgebildete Krankenschwestern in der Lazarettbaracke. Schwester Charlotte, älteren Jahrgangs, stammte aus Berlin, soweit ich mich erinnern kann. Schwester Hedwig und Schwester Christel, beide aus Ostpreußen, arbeiteten bereits und ich brachte noch Dorothee Stein, die als DRK-Schwester ausgebildet war, zu Pascha.

Die Krankenbaracke war bald zu klein und es hieß, dass ein richtiges Lazarett eingerichtet werden sollte. Aber darüber machten wir uns vorläufig keine Gedanken – nach unseren Erfahrungen würde es wohl noch ein Weilchen dauern bis es soweit war.

Es zeigte sich jedoch sehr bald, dass wir mit dem russischen Arbeitstempo nicht genügend vertraut waren. Ungefähr 10 Tage nach unserer Ankunft in Krasnowodsk ließ Pascha mich eines Morgens suchen. Ich kam gerade vom Waschen, als es hieß, ich solle ganz schnell zu Pascha kommen. ‚Schnell‘ stand in meinem Wörterbuch nicht mehr verzeichnet. Das Unangenehme kam von allein schnell genug und das Angenehme gewann nur an Wert, wenn man langsam darauf zuzug. Ich schlenderte also bedachtsam durch das Lager und setzte mich erst in Trab, als ich Pascha mit allen Zeichen der Ungeduld vor der Barackentür warten sah. Wo ich meine Sachen hätte, fuhr sie mich an, ich solle doch gleich mit der ersten maschina ins neue Stadtrestaurant fahren! Dawai, los, sofort alles holen, sie würden auf mich warten. Ein bisschen erschrocken war ich doch, so plötzlich nun wieder weg und nicht wissen, wohin! Ich holte meine paar Sachen und zu Marthchens lebhaften Bedauern natürlich auch meinen Woilach, auf dem ich so lange geschlafen hatte. Dann kletterte ich beklommenen Herzens auf die Maschine, die sofort mit uns losbrauste, zum Lagertor hinaus.

Ungefähr 3 Km außerhalb der Stadt, ziemlich hoch in der Nähe einer Kaserne, lag ein kleines Barackenlager. Es sollte für die nächste Zeit unsere Wirkungsstätte werden und wir nannten es das Stadtlazarett. Das kleine Lager wurde wohl kürzlich erst errichtet, da die Baracken alle neu und zum Teil noch nicht ganz fertig waren.



Nach unserer Ankunft ging es gleich tüchtig los mit der Arbeit. Die nächsten Transporte folgten dicht hintereinander. Als es dunkel wurde, hatten wir die Baracken 1,2 und 3 belegt und waren zum Umfallen müde. Da die Baracken neu und ohne Wanzen waren, durchsuchten wir das Gepäck jedes einzelnen Patienten so genau wie möglich, um von diesem Ungeziefer verschont zu bleiben.

Tatsächlich kamen sie auch nicht mit aus dem Lager, vielleicht vertragen sie die Höhenluft nicht oder sind überhaupt gegen jeden Ortswechsel. Jedenfalls bin ich, nach meinem Weggang

aus dem Lager, keiner Wanze mehr begegnet. Mit den Läusen hatten wir weniger Glück, sie sind wohl überall zu Hause.

Die Kranken wurden jetzt beinahe wie in einem richtigen Krankenhaus behandelt. Es gab für sie Kittel und Hosen aus Nessel, auch Laken und Bezüge für Decken und Kopfkissen aus demselben Material. Die Kleidungsstücke der Patienten wurden in den Kopfkissenbezügen untergebracht, in Ermanglung von Federkissen. Die Habe der Meisten hatten bequem darin Platz, bei manchen reichte es noch nicht einmal zu einer ordentlichen „Füllung“.

Wir Schwestern wurden mit weißen Kitteln ausgestattet und bekamen so komische Mützen, wie sie bei uns daheim die Chirurgen bei einer Operation tragen. Da wir uns aber mit den Dingen nicht anfreunden konnten – man sah darin aus wie ein Sträfling – trugen wir sie nur in der Tasche spazieren, bis sie schließlich ganz verloren gingen.

Die Baracken waren in die Erde gebaut wie die Lagerbaracken, allerdings mit dem Nachteil, dass sich der neue Boden noch nicht in Jahrhunderten und von den vielen Generationen festgetreten, - entsprechend schlecht sauber halten ließ.

Am ersten Abend sanken wir todmüde auf unsere Betten, die wir in Baracke 7 aufgestellt hatten. Die Verteilung der obligaten Kapusta-Suppe hatten wir abgelehnt – mit Rücksicht auf die Gedärme unserer Patienten, denen wir sie, noch dazu kalt und im Dunkeln, nicht zumuten wollten.

Von der Einsetzung einer Nachtwache sah Pascha in Anbetracht unserer überwältigenden Müdigkeit ab. Wir fielen in einen tiefen Erschöpfungsschlaf, angezogen wie wir waren. Früh am anderen Morgen weckte mich Paschas drängende Stimme: „Steffka, lauf schnell und sieh nach, ob einer gestorben ist heute Nacht.“ Ich ging und stellte fest, dass alle

lebten und munter aber hungrig waren. Eben zurückgekehrt, noch atemlos vom schnellen Lauf, hörte ich schon Mischas immer etwas heisere Stimme vor der Tür: „Skolke umerla“? Njet nitschewo- keine – ach, wie bald sollte sich dieses obligate morgendliche Gespräch wandeln und immer höhere Zahlen nennen! Skolke umerla – war unsere Antwort: Keine, so lachte Mischa zufrieden und wünschte uns einen dobro utro – einen schönen guten Morgen. Aber bald hörten wir ihn nur noch fluchen, je nach Höhe der Zahl, die die Nachtschwester nannte, mal heftiger, mal gelinder. Das Lachen verschwand aus seinem Jungengesicht und er wurde ein finsterer, launenhafter, jähzorniger und gefürchteter Mann. Mischa war unser Verwaltungsoffizier und hatte für Verpflegung, Medikamente etc. zu sorgen. Nach der Zahl der Toten richtete sich der Anteil der Lebenden – daher jeden Morgen: skolke umerla.

Zunächst bewohnten wir Schwestern die Baracke 8. Pascha war Oberschwester und Vermittlerin zwischen „Capitan“, unserem Chefarzt, einem sehr klugen und gebildeten russischen Offizier, der selbst krank war, aber es sich niemals anmerken ließ. Wir hörten während der ganzen Zeit kein lautes Wort von ihm und die Patienten verehrten ihn sehr. Aber er war auf seine leise und vornehme Art doch so, dass wir Schwestern oft Angst vor ihm hatten. Er sah und wusste alles und wir taten, was in unseren Kräften stand, um ihn nicht zu verärgern.

Im Stadtlazarett arbeiteten als Schwestern:

Hedwig Grunwald in Baracke 4 – sie stammte aus Ostpreußen und hatte in einem Krankenhaus als freie Schwester gearbeitet.

Christel Witt in Baracke 1, der Männerbaracke, Ostpreußen, DRK.

Ida Sko.... in Baracke 6, Ostpreußen DRK

Charlotte ? in Baracke 2, aus Berlin, DRK

Hildegard Eckert in Baracke 5, Ostpreußen, verheiratet, keine ausgebildete Krankenschwester, wie ich. Sie hatte eine Zeitlang mit ihrem Mann in der Ukraine gelebt und konnte daher Russisch ganz gut verstehen und auch etwas sprechen. Ihre Eltern hatten ein Gut in Ostpreußen – bei ihnen hatte sie ihren 3jährigen Sohn, Falco, zurücklassen müssen. Sie war von Natur sanft und freundlich und sah reizend aus. Sie wurde während der ganzen Zeit niemals krank – nur ab und an fiel sie für kurze Zeit in Ohnmacht. Kam sie dann wieder zu sich, stand sie auf und ging ihrer Arbeit nach, als sei nichts gewesen. Wir verstanden uns gut und genossen das Vertrauen Paschas und des Capitans.

Mit dem Chef hatten wir anfangs über Gott und die Welt diskutiert. Wir spürten jedoch bald, dass er uns eigentlich etwas verachtete – wir waren so einseitig orientiert, wir wussten so wenig, was außerhalb unserer Grenzen geschah, unser Horizont schien ihm doch sehr beengt.

Eines Vormittags nun, wir lebten etwa 8 Tage im Stadtlazarett und hatten während dieser Zeit wohl 4 oder 5 Tote, die wir, so wie sie gestorben waren, in die sogenannte Totenbaracke gebracht hatten, ließ er uns Schwestern rufen. Er war sehr böse, wir merkten das schnell an seiner Art, noch leiser, noch akzentuierter zu sprechen, und hielt uns vor, wir wären unsozial und egoistisch, da wir die Toten mit all ihren Sachen weggelegt hätten, obgleich wir uns hätten überlegen müssen, dass Tote nichts mitnehmen können ins Jenseits. Unsere Landsleute aber, die unten in der Stadt hart arbeiten müssten, würden die Sachen eines Tages sehr notwendig brauchen. Er verlangte von uns, dass wir sie sofort auszögen und die Sachen bereitlegten, damit sie in der Lagerwäscherei

gewaschen werden und Anderen zur Verfügung gestellt werden konnten. Wir sahen uns an und es schauderte uns. Fünf Tote ausziehen und die ersten lagen schon seit fast einer Woche in dieser Gluthitze in der Totenbaracke. Es zeigte sich schnell, dass alle Schwestern irgendeine Verletzung aufzuweisen hatten und aufgrund dessen sich weigerten, dieses unangenehme Geschäft zu unternehmen. Hildchen und ich sahen uns an, sahen in das graue Gesicht des Capitans, das Verachtung ausdrückte, bemerkten das verlegene Lächeln Paschas und meldeten uns spontan zu dieser Aufgabe. Doch es fragte niemand mit welchen Gefühlen wir an diese Arbeit gingen. Uns packte das Grauen, während wir in der halbdunklen Totenkammer hockten, um die Toten, die uns unter den Händen zerfielen, aus den Sachen zu lösen. Vor Angst und grauen fast gelähmt, traten wir nachher wieder in die glühende Sonne hinaus und sprachen während des restlichen Tages kein überflüssiges Wort.

Aber unsere Bereitwilligkeit, diese schreckliche Arbeit zu tun, brachte uns die Sympathie des Capitans ein. Wir konnten in Zukunft tun und lassen was wir wollten, wir hörten nie mehr ein böses Wort von ihm – er hielt im Gegenteil immer die Hand schützend über Hildchen und mich. Ob diese Tatsache auch für unser Menschsein, unser Gutsein von Vorteil war, möchte ich für meine Person verneinen. Hildchen blieb sanft und freundlich wie immer, aber ich fasste – im Bewusstsein meiner Macht - meine Patienten oft härter an, als notwendig und stellte Ansprüche, die ich als Gleiche unter Gleichen, sonst wohl niemals auch nur gedacht hätte. Wie ich überhaupt heute im Zweifel bin, ob ich die Aufgabe, vor die Gott mich stellte, in seinem Sinne löste.

In der ersten Zeit hatten wir weder Licht noch eine Küche im Stadtlazarett und die sanitären Verhältnisse waren

auch mehr als primitiv. Wenn es dunkel wurde, hörte unser Dienst auf. Nur ab und zu stand ich nachts leise auf und machte eine Runde durch das Lager, damit unsere Kranken spüren sollten, sie seien auch in der Dunkelheit nicht ganz allein. Im Anfang waren es hauptsächlich Ruhrkranke und einige mit chronischen Leiden: Galle, Magen und Herz etc. Nur Hildchen hatte in ihrer Baracke schwere Fälle mit hohem Fieber zu betreuen: Lungenentzündung, Malaria.

Nach kurzer Zeit bekamen wir eine Küche eingerichtet. Verpflegung und Wasserversorgung normalisierten sich langsam. Als Chefköchin kam zu uns Frau Markner aus Lötzen. Sie hieß mit Vornamen Natascha, war ca. 45 Jahre alt, konnte polnisch und russisch und war uns auch dadurch eine große Hilfe. Ein junges Mädchen aus Tilsit-Rangnit, kam zu ihrer Unterstützung aus dem Lager mit herauf.

Ich stand von nun an schon kurz vor Sonnenaufgang mit Muttchen, wie wir Frau Markner nannten, auf, um ihr die 3 Kessel in der Küche voll Wasser zu tragen. Das war keine leichte Arbeit, aber die Luft war so früh am Morgen kühl und rein und jeder Sonnenaufgang ein neues Wunder, das mich für zauberhafte Minuten vergessen ließ, wo ich mich befand. Meine Mühe hatte natürlich auch materielle Vorteile im Gefolge, in Gestalt eines zusätzlichen Frühstücks, bestehend aus Tee und Schmalz- oder Margarinebrot nach Wunsch, sodass ich frisch und satt an mein Tageswerk gehen konnte. Auch entstand durch unsere gemeinsame morgendliche Arbeit ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen Muttchen Markner und mir, das mir und meinen Patienten immer nur Vorteile gebracht hat.

Anfang Mai bekamen wir die ersten Typhusfälle herauf. Wir räumten Baracke 8 für sie und zogen in die sogenannte Kleiderkammer. Die Sachen kamen dafür in ein Zelt. Hildchen

übernahm den Tagesdienst in der Typhusbaracke zusätzlich zu ihrem Dienst in der Baracke 3. Sie war schon einmal gegen Typhus geimpft und deshalb Pascha am geeignetsten erschienen. Es war ein schwerer Dienst – die ersten Typhuskranken starben uns fast alle.

Unsere Arbeit war ohnehin nicht leicht, denn vor Mitternacht kamen wir eigentlich nie zur Ruhe. Und der Nachtdienst war zusätzlich, ohne freien Tag danach, denn jede Schwester musste ihre Baracke wie gewöhnlich betreuen. Wir bekamen zwar nach einiger Zeit Hilfsschwestern zugewiesen, weil Tag- und Nachtdienst einfach über unsere Kräfte ging. Aber Nachtdienst und Verantwortung hatten nur wir.

Während wir uns im Stadtlazarett einrichteten, war ein neuer Transport Internierter im Lager eingetroffen. Sie stammten aus Oberschlesien, aus der Gegend von Hindenburg und Kattowitz. Sie waren sehr geschwächt und fast die Hälfte hatte in dem 6 Wochen dauernden Transport, entlang der persischen Grenze nicht überstanden. Drei Ärzte waren mit ihnen angekommen. Der Professor, sein Name ist mir entfallen – war angeblich ein Kongresspole, der im 1. Weltkrieg oder davor, in Berlin und Breslau Medizin studiert hatte, um nicht Soldat werden zu müssen. Er war nicht sehr beliebt bei Schwestern und Kranken – wohl durch seine Art, das Polnische sehr stark zu betonen. Er wurde später selbst sehr krank und lag in der Männerbaracke des Aerodrom, elend und von Tag zu Tag mehr verfallend, bis er schließlich als Schwerkranker auf das Schiff zum Abtransport gebracht wurde. Dann war da noch Dr. Wanderburg aus Hindenburg, der Typ eines richtigen Hausarztes. Er war ein guter Arzt und Chirurg und im Gegensatz zum Professor war Wanderburg bei allen so beliebt, dass die Kranken ihm sogar verziehen, wenn

er vor ihren Augen Unmengen unabgekochtes Wasser trank, was streng verboten war. Er rieb sich auf in dem Bestreben, allen zu helfen mit seiner ganzen Kraft. Was dann später aus ihm wurde, weiß ich nicht.

Schließlich wirkte untern im Lager noch ein Dr. Höflich, von dem wir im Stadtlazarett nicht viel Gutes hörten. Wir sollten ihn aber später im Aerodrom noch kennenlernen und manchen unangenehmen Auftritt mit ihm haben. Ich hatte noch nie einen Menschen kennengelernt, der seinen Namen so zu Unrecht trug wie er. Unhöflich, arrogant und launenhaft machte er uns das Leben schwer und stiftete Unruhe unter den Patienten. Woran das eigentlich lag, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls wurde er bald einer der Unbeliebtesten. Überall Liebschaften anfangend, machte er sich auch die, die ihn zunächst zu lieben glaubten, bald zu erbitterten Feinden.

Besonders Hildchen und mich schikanierte er später in Aerodrom, wann immer er konnte. Da die anderen Ärzte praktisch ausfielen, war er in Abwesenheit des Capitans Alleinherrscher. Er verfolgte uns unentwegt mit seinen Feindseligkeiten und hetzte die Kranken gegen uns auf. Hildchen muss ihm wohl gleich zu Anfang eine unmissverständliche Abfuhr erteilt haben, denn sie hatte am meisten unter ihm zu leiden. Schließlich waren wir sogar gezwungen um der Kranken und unserer selbst willen -, ihn beim Chef zu melden. Danach ließ er uns im großen und Ganzen in Ruhe.

Nachdem im Stadtlazarett alles seine Ordnung hatte und wir schon etwas in den Alltagstrott geraten waren, wurde ich krank. Ich versah aber zunächst meine Arbeit, trotz 39 Grad Fieber, wie immer und machte auch noch Nachtdienst. In diese Zeit fiel die 2. und letzte Regennacht unserer Lagerzeit. Es war stockdunkel und regnete in dicken Tropfen, als ich

meine Runde machte. Es fiel mir schwer, gegen den starken Wind, der über das Plateau fegte, anzukämpfen und legte mich deshalb in Baracke 4 völlig erschöpft in ein freies Bett. Die Baracken waren auch nachts erleuchtet. Der Strom kam aus einem Aggregat in den Kasernen – bei uns im Lager an einem Mast mit einem primitiven Hebel an – und auszuschalten. Ich muss wohl ganz fest eingeschlafen sein, auf einmal weckte mich eine entsetzte Stimme: Schwester Steffi, das Licht ging aus! Ich rappelte mich auf und taumelte zum Lichtmast. Ein Windstoß hatte den, wohl nur nachlässig in die Kontakte geschobenen Hebel herausgedrückt. Wenn ich noch fähig gewesen wäre, nachzudenken, dann hätte ich alles so gelassen, hätte meine Runde im Dunkeln beendet und mich wieder hingelegt. So aber versuchte ich, den Hebel wieder in die Kontakte zu drücken. Da Mast und Hebel durch den Regen natürlich nass waren, erhielt ich, als der Hebel mit dem Strom in Berührung kam, einen so starken Schlag, dass es mich umwarf und ich eine ganze Weile betäubt am Fuße des Mastes liegenblieb. Als ich wieder zu mir kam, wurde es bereits hell und das Licht ohnehin von den Kasernen ausgeschaltet. Ich schleppte mich unter Aufbietung meiner letzten Kräfte in die Schwesternbaracke. Niemand hatte etwas gemerkt, dieser Leichtsinn hätte ohne weiteres mein Leben kosten können.

Am nächsten Morgen war ich nicht fähig aufzustehen. Pascha voller Sorge maß die Temperatur: 40 Grad! Sie nahm sofort eine Blutprobe: Typhusverdacht. In den Tagen, die vergingen, bis der Bescheid zurückkam, wurden alle Schwestern unten im Krasnowodsker Krankenhaus gegen Typhus geimpft. Die Blutprobe fiel zu meiner und Paschas Freude negativ aus. Ich konnte aber trotzdem noch immer nicht zur Typhusimpfung gehen, da das Fieber nicht wich und

das Thermometer Tag für Tag das gleiche anzeigte: 40 Grad abends und 39 Grad morgens. Pascha schickte eine zweite Blutprobe ins Labor. Das Ergebnis dieser Untersuchung erfuhr ich nie. Eines Morgens nur kam Pascha und meinte, ich müsse wohl in die Baracke 3 übersiedeln. Dort hätte ich die bessere Pflege, denn in der Schwesternbaracke läge ich doch den ganzen Tag allein. Ich wollte durchaus nicht umziehen – mir war, als hätte sie mein Todesurteil gesprochen. Aber mein Widerstand – ohnehin durch das anhaltende Fieber nicht sehr ausgeprägt – erlahmte schnell.

In der Baracke 6, meiner jetzigen Arbeitsstelle arbeitete sehr geschickt und selbstsicher meine kleine Hilfsschwester Martha Kablau – eigentlich wurde ich dort gar nicht mehr gebraucht. In der Baracke 3, meinem ersten Arbeitsplatz, arbeitete eine ehemalige Patientin von mir, Hedwig Hohmann, eine ganz sanfte, liebevolle kleine Person, bei der wir kranken Schwestern alle gut aufgehoben waren.

Ich bekam ein Bett neben Meta Grünwald, die mit schweren Muskelabszessen schon länger hier lag. Ein paar Tage darauf brachten sie auch Thea Stein, mit demselben hartnäckigen Fieber. Von den nächsten 3 Wochen weiß ich nicht mehr sehr viel. Das Fieber stieg abends häufig auf 41 Grad und ich dämmerte Tag und Nacht so vor mich hin. Durst hatte ich immer und ich bekam Quas und Apfeltee, soviel ich verlangte. Am Tage passte Hedwig auf, aber nachts tranken die anderen mir oft alles aus. Sie bekamen ja auch nur die normale Zuteilung, die im Stadtlazarett bei einem halben Liter pro Tag lag. Häufig bekamen Hochfiebernde aber auch mehr, nämlich immer dann, wenn Muttchen frischen Quas aus Brot, Zucker und Wasser fertig hatte oder Mischa Nachschub aus getrockneten Apfelschalen lieferte und sie daraus Apfeltee kochen konnte. Essen mochte ich gar nicht. Einmal hatte ich

Heißhunger auf Milchreis mit brauner Butter und Zimt. Obgleich ich das zu Hause nie angerührt hätte, ließ ich jetzt keine Ruhe, bis Muttchen mir dieses Festessen gezaubert hatte – dann ließ ich nach ein paar Bissen alles stehen.

Auf meine - allerdings nicht sehr dringlichen - Fragen, ob ich Typhus habe, antwortete Pascha ausweichend. Erst als Thea immerzu jammerte: Wir haben Typhus und wir gehen daran zu Grunde, wie alle anderen, wurden meine Fragen drängender. Da setzte sich Pascha eines Abends zu mir: Du musst glauben, Steffka, hörst Du? Wenn Du immer alles so tust, wie ich es Dir sage, dann wirst Du wieder ganz gesund werden! Ich glaubte ihr und hielt mich streng an ihre Anweisungen. Nie plagten mich Zweifel, wie Thea. Pascha hatte Recht – ich hatte keinen Typhus und mir konnte gar nichts passieren! Meine Unbefangenheit ging so weit, dass ich Metas Zahnbürste einfach mitbenutzte, da ich selbst keine besaß. Meta wusste sehr genau, dass ich Typhus in seiner schwersten Form durchmachte. Es gehörte sehr viel Mut zu ihrer Haltung und sehr viel Nächstenliebe, denn wenn sie mir die Benutzung der Zahnbürste verweigert hätte, wäre mir sofort klar geworden, dass Thea Recht und Pascha Unrecht hatte. Wer weiß, ob ich diese Erkenntnis in meinem Zustand überlebt hätte!

Meta musste sehr leiden. Ihre Muskelabszesse – von außen kaum erkennbar – öffneten sich nach innen und bereiteten ihr ungeheure Schmerzen. Manchmal wurde sie von Dr. Wanderburg geschnitten. Während ich neben ihr lag, quälte sie sich mit einem Abszess am rechten Oberschenkel herum. Jeden Tag, bei jeder Visite, bat sie Dr. Wanderburg flehentlich, doch zu schneiden, sie könne es nicht mehr aushalten. Er wollte nicht, es sei kein Äther mehr da, Chloräthyl nur noch 2 Ampullen und außerdem sowieso

zwecklos, da es nicht tief genug wirke. Als sie schließlich vor Schmerzen schrie, entschloss er sich eines Mittags doch zu schneiden. Ich hielt Metas Hand, den Einschnitt spürte sie zunächst nicht. Aber das Abszess lag so tief, dass sogar das Skalpell zu kurz war. Er schickte Schwester Hedwig Hohmann nach einer Schere, Pinzette oder etwas längerem aus der Arztbaracke. Es dauerte ihm aber schließlich zu lange – Meta schrie vor Schmerzen und ich war völlig erschöpft und konnte sie nicht mehr länger halten. Da drehte er das Skalpell einfach um und stieß mit dem stumpfen Ende in die offene Wunde. Ein gellender Aufschrei Metas, dann atmeten alle erleichtert auf: es war geschafft!

Pascha machte sich Sorgen, weil ich so gar nichts zu mir nehmen wollte. Eines Abends kam sie – nach der Visite – mit einer weißen Tasse zu mir und ließ nicht locker, bis ich sie leer getrunken hatte. Sie kam von nun an jeden Abend mit dieser Medizin in der weißen Tasse. Erst viel später, als ich längst wieder gesund herumliefe, erfuhr ich, dass es Rotwein mit Ei gewesen war, von Capitan jeden Morgen (das Ei) aus der Stadt mitgebracht und aus eigener Tasche bezahlt.

Als es mir schließlich besser ging und ich mich mit Heißhunger auf jede Mahlzeit stürzen wollte, was ich eigentlich gar nicht durfte, bekam ich einen sehr schmerzhaften Abszess an der Zunge und war nun mehr als zuvor auf Paschas Medizin angewiesen. Das Fieber sank schnell und als ich fieberfrei war, wollte ich natürlich sofort aufstehen. Aber Pascha verbot es mir streng – und ich gehorchte – wie immer.

Thea, die von Anfang an Skeptische, ließ nur ihren eigenen Willen gelten. Sie stand auf, sobald sie fähig war und ich sehe sie noch vor mir, wie sie morgens in der

frühen Kühle und abends bis in die Dunkelheit hinein in ihrem schwarzen Rotkreuzmantel in der Tür kauerte, mit keinem ein Wort sprach und sich sichtlich vor Heimweh verzehrte. Sie war zu Hause die jüngste von vier Geschwistern und hing ganz besonders an ihrer geliebten Mutter, der von uns allen sehr verehrten „Altchen“. Thea war weich und sensibel und brauchte viel Liebe und Zärtlichkeit. Sie hing an mir, obgleich ich einige Jahre jünger war, weil ich die Einzige war, die Schönwiese kannte und somit das Band, das sie mit der Heimat verband. Ich habe mir oft selbst Vorwürfe gemacht und bin bis heute damit nicht fertig, dass ich ihr nicht die Liebe und Freundlichkeit gab, die sie brauchte, um zu überleben.

Es bedeutet in meinen Augen keine Entlastung, wenn ich mir sage, dass ich damals einfach nicht fähig war, Liebe zu verschenken, die ich selbst von anderen als selbstverständlich hinnahm. Ganz abgesehen davon, dass ich selbst meiner Natur nach kein zärtlicher Mensch bin. Ich brauchte alle Kraft, um selbst alles durchzustehen und konnte den anderen nur geben, was ich selbst im Überfluss hatte: Meinen Verstand und den Willen zu helfen – durch Arbeit und Dienen. Meine Gefühle musste ich in mir selbst tief vergraben – für die anderen blieb nichts! Aber ist man nicht der Schwester oder dem Bruder verpflichtet, alles zu geben, wenn der Andere es braucht, um zu bestehen?

Thea folgte Paschas Anweisungen nicht und meine Überredungsversuche waren von Beginn an zum Scheitern verurteilt, weil sie der Liebe entbehrten. So bekam sie den bei Typhus so sehr gefürchteten Rückfall. Das Herz wollte nicht mehr mitmachen. Dr. Wanderberg tat, was in seinen Kräften stand, aber die Mittel waren beschränkt und ihm so letzten Endes die Hände gebunden.

Thea starb in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1945 in meinen Armen, schwer, voll Verlangen und Sehnsucht nach der Heimat und den liebenden Händen der Mutter. (Thea wurde nur 29 Jahre alt).

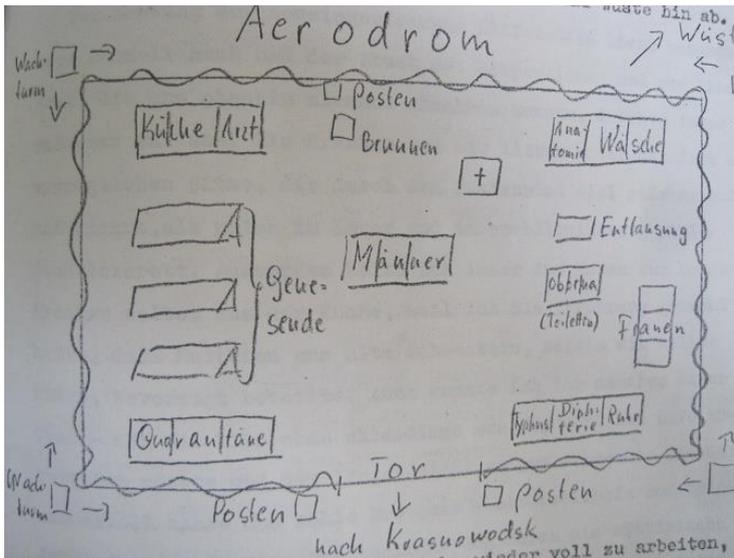
Ich musste alle Kraft zusammennehmen, um unter meiner Gewissensqual nicht wieder zusammenzubrechen. Zudem wurde Pascha krank, lag mit Fieber im Schwesternzelt, in das die Schwestern während meiner Krankheit wegen Platzmangels umgezogen waren. Voll Verzweiflung vergaß ich all ihre Ratschläge und Befehle und ging zu ihr. Vor ihrem Bett brach ich zusammen und sie mussten mich zurücktragen. Aber nun war mein Wille wieder erwacht und ich zwang mich, alles Geschehene zu vergessen, um wieder gesund zu werden. Ich musste zunächst wieder laufen lernen wie ein kleines Kind und sah aus wie eine 15-jährige, so schmal und zart. Aber unter Aufbietung aller mir verbliebenen Kräfte und Energie schaffte ich es in kurzer Zeit, sicher auf den Beinen zu stehen und auch wieder leichte Arbeit zu tun.

Es war auch höchste Zeit geworden, denn was bisher nur als Gerücht durchs Lager gegangen war, begann Gestalt anzunehmen. Wir hatten im Stadtlazarett mehr Zugänge als Abgänge zu verzeichnen und so wurde natürlich der Platz zu knapp. Es hieß, wir würden verlegt in das sogenannte „Aerodrom“, einem ehemaligen Flugplatz, auf dem schon etliche Baracken standen und für uns noch neue dazu gebaut werden sollten.

Aufbruch und Umzug kamen wie immer ganz plötzlich und natürlich viel eher als wir alle dachten. Das Aerodrom lag wesentlich höher als das Stadtlazarett, auf der Hochebene am Rande der Wüste, und hinter den Krasnowodsk umgebenen Bergen. Es gab halsbrecherische Fahrten in den alten klapprigen LKW's mit Patienten und Sachen. Serpentinien auf eng an den Berg geschmiegt Pfaden, die die Fahrer mit

ihren alten Maschinen nur mit Vollgas bewältigen konnten, begleitet von der ständigen Angst, der Motor könnte aussetzen und wir alle im Abgrund zerschellen, denn Bremsen hatten die alten Dinger natürlich nicht. Aber der Umzug gelang ohne jeglichen Absturz und sonstigen Unfälle in sagenhaft kurzer Zeit.

Auf dem Aerodrom standen, dem ursprünglichen Zweck entsprechend, die Baracken kilometerweit auseinander. Es bedeutete für uns Schwestern schon eine große körperliche Anstrengung jeden Tag einige Male den Weg von der jeweiligen Krankenbaracke zur Küchen- und Arztbaracke zurückzulegen. Die Wäscherei, die Totenkammer, ein winziges Erdloch übrigens, und die Entlausungsanlage lagen alle weit auseinander und immer musste man in der Gluthitze den vollkommen schattenlosen, sandigen Platz überqueren. Der Eingang mit dem Wachturm für die Posten lag am höchsten, dann fiel das Gelände zur Steppe und Wüste hin ab.



Pascha kam zu mir und bat mich, wieder voll zu arbeiten, d.h. ich sollte nur die Oberaufsicht führen. Hilffschwwestern stünden genug zur Verfügung. Mir war es recht und so begann ich meine Tätigkeit im Aerodrom sozusagen als Oberschwester der Typhusbaracke. Es waren tatsächlich eine Menge Frauen und Mädchen als Hilfen für die Krankenbaracken ausgesucht worden, zum Teil im Lager und zum Teil unter den Genesenden. Die Baracken waren genauso halb in die Erde gebaut wie im Lager und im Stadtlazarett – nur waren sie nicht ganz so alt wie unten in der Stadt, aber leider nicht so neu wie im verlassenen Lazarett. Der Wüstenwind hatte hier oben mehr Gewalt und größere Angriffsflächen.

Jeden Mittag nach dem täglichen Sandsturm hatten wir alle Hände voll zu tun, um Baracken und Eingänge wieder sauber zu fegen. Denn, das wussten wir aus bisheriger trüber Erfahrung: Sauberkeit war der Tick des Capitans und mit seinem „grasnie“ war er schnell bei der Hand. Er konnte dann auch sehr böse und unangenehm werden.

Der Schwung der neueingewiesenen Hilfskräfte ließ naturgemäß schnell nach und der Druck der körperlichen und seelischen Last, die uns ohnehin niemand abnehmen konnte, drückte immer schwerer auf uns. Die Kranken und auch wir litten unter der fast unerträglichen Hitze, die durch den Wüstenwind viel stärker auf uns wirkte, als im Lager und im verhältnismäßig kühlen Stadtlazarett. Außerdem holte ich immer das Essen für meine Kranken selbst aus der Küche, weil ich die Erfahrung gemacht hatte, dass Muttchen uns „alte Schwestern“, sofern wir selbst kamen, bevorzugt „beteilte“. Auch konnte ich ihr manchen Liter Quas - den sie hier oben allerdings aus Sojamehl und Hefe“ zubereiteten und der längst nicht so gut schmeckte wie der wundervoll klare und kühle Brotquas – abschmeicheln und meine Leute damit erfreuen.

Der tägliche Weg durch die mittägliche Glut mit den schweren Essen- und Trinkeimern schwächte meine sowieso nicht sehr robuste Konstitution noch mehr.

Das Wasser wurde im Aerodrom radikal auf $\frac{1}{4}$ l pro Tag und Person reduziert – Waschwasser inbegriffen! Kein Mensch verschwendete natürlich das kostbare Nass zum Waschen. Aber irgendwie musste man sich ja schließlich von Staub und Schweiß reinigen. Meine Methode war einfach: Durch das Essenholen mittags immer in Schweiß gebadet, blieben die Sandkörner, die der obligate Sandsturm mitbrachte, am ganzen Körper haften. Nach der Verteilung des Mittags zog ich mich aus, nahm das einzige Handtuch, das ich besaß, ein blaues Frottiertuch von Thea Stein, und rubbelte mich feste damit ab. Ich erschien dann wieder, frisch und sauber und fühlte mich durch die tägliche Sandmassage wie neugeboren. Wie die anderen es machten, weiß ich nicht mehr, aber jedenfalls säuberten sie sich auch irgendwie, ohne Wasser dabei zu verschwenden.

Die Krankenbaracken lagen weit im Gelände verstreut, immer drei große Räume unter einem Dach. Bei uns war der erste Raum die Typhusstation, in der Mitte wohnten die Diphtherie-Kranken und im letzten Raum waren die Ruhrkranken untergebracht. Unser Barackentrakt galt als Isolierstation und durfte von den anderen nur mit besonderer Erlaubnis besucht werden. Die Arztbaracke war dem Küchentrakt angeschlossen, leider sehr weit von uns entfernt. In einer anderen Ecke des Lagers war die Wäscherei. Im Laufe der Zeit entstand in diesem Trakt eine Anatomie. Die sanitären Anlagen befanden sich wieder mehr in unserer Nähe – dafür hatten die Küchenleute und die Quarantänepatienten einen weiten Weg dorthin.

Zunächst aber richteten wir uns mit allen Sachen wieder neu ein. Es gab viel Lauferei und Mühe, verursacht natürlich durch die ungewohnten Entfernungen und die große Hitze. Hildchen litt besonders stark darunter. Sie fiel oft mitten auf dem großen Platz einfach um und wir bemerkten es oft gar nicht. Als Paschas rechte Hand war sie sehr viel unterwegs und man wusste eigentlich nie genau, wo sie gerade war oder hinwollte. Durch meine Krankheit hatte ich natürlich den Anschluss verloren und musste sehr viel nachholen, während Hildchen schon fast perfekt in allem war. Sie brauchte im Aerodrom keine eigene Baracke zu betreuen, sondern wurde von Pascha nur mir Sonderaufgaben betraut.

Langsam wurde mir klar, dass ich der schweren Pflegearbeit nicht mehr gewachsen war. Immer öfter musste ich mich am Tage hinlegen und ausruhen. Meine Beine waren abends so geschwollen, dass ich kaum die leichten Lagerschuhe anbekam, die wir uns selbst genäht hatten. Barfuß laufen war streng verboten, da zu gefährlich. Im Aerodrom gab es Schlangen und Skorpione, Geckos und „Falanges“, wie die Russen eine große giftige Spinnenart nannten. Die Geckos wurden, nachdem wir uns an ihren teils unheimlichen, teils grotesken Anblick gewöhnt hatten, als Fliegenfänger gern gesehen und geschätzt. Um Schlangen und Skorpione machten wir nach Möglichkeit große Bögen und waren unseren russischen Wachposten dankbar, dass sie diese unangenehmen Gesellen mit großem Hallo jagten und meist auch erlegten – froh der täglichen Langeweile eines Wachdaseins für einige Zeit entronnen zu sein. Nur die Spinnen waren und blieben uns unheimlich. Sie saßen in dunklen Ecken und unbenutzten Winkeln, nicht angriffslustig, aber jederzeit bereit, sich durch eine unvorsichtige Bewegung angegriffen zu fühlen.

Im Aerodrom bekamen wir bald die ersten Diphtherie-Kranken eingeliefert. Aus irgendeinem Grund hatten die Russen den Luftröhrenschnitt verboten und zur Serumbehandlung war es eigentlich immer zu spät. Schwester Christel musste die Diphtherie-Station übernehmen. Tag- und Nachtdienst in dieser Abteilung war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Einige Nächte musste ich sie vertreten, sie schlief sonst, wie wir alle bei ihren Kranken.

Diese Nächte waren schlimmer als ein Alptraum! Aus dem Dunkel eines jeden Traumes taucht der Träumer wieder ins Licht empor – die Dunkelheit dieser Nachtwachen entließ keinen, weder die Schwestern noch die Kranken. Sie wehrten sich mit allen ihnen verbliebenen Kräften gegen die Krankheit und mussten dann so quälend langsam ersticken. Noch heute habe ich das pfeifend ziehende Geräusch des Luftholens dieser Armen im Ohr. Ich sehe sie sich aufbäumen im trüben Schein der armseligen Birne, die die Baracke in ein gespenstisch dämmriges Licht tauchte. Sie schrien und wimmerten in ihrer Not – und wir konnten nicht helfen. Wir waren machtlos- nur da sein, die Qual miterleben, nicht lindern oder gar heilen.

In diesen Nächten, dem Tod, der Krankheit und dem Grauen so völlig ausgeliefert, zerbrach meine mühsam wieder errungene und ohnehin nur schwache Energie und Widerstandskraft. Die tägliche Arbeit wuchs mir zu einem unbeschreiblichen Berg empor. Ich musste mich wieder legen und war zu nichts zu gebrauchen. Aber die Angst eines Tages vielleicht nicht mehr aufstehen zu können, oder noch schlimmer, zurück ins Lager geschickt zu werden, trieb mich immer wieder, es jeden Morgen von neuem zu versuchen. Vielleicht würde der Berg doch eines Tages an Höhe und Schrecken verlieren und von mir bezwungen werden können!

Alle Baracken waren voll belegt und zu den Schwerkranken gesellten sich noch die Genesenden, die als Bazillenträger – hauptsächlich Ruhr, aber auch Typhus – noch ins Lager entlassen werden konnten. Für sie waren drei große Mannschaftszelte, für je 50 Personen, aufgestellt, in denen sie bis zur endgültigen Heilung ärztlich betreut und von uns Schwestern versorgt wurden.

Als ich mich eines Mittags wieder auf mein Bett gelegt hatte, weil meine Füße so geschwollen waren, dass ich einfach nicht mehr auf ihnen laufen konnte, kam Pascha herein. Ich sah sie im Aerodrom nur noch selten. Ihr Aufgabenbereich war so gewachsen und die Entfernungen so groß, dass sie nicht die Zeit hatte, sich wie früher um mich zu kümmern. Und ich mochte ihr mit meiner Schwäche nicht zur Last fallen.

Aber nun kam sie doch, um nach mir zu sehen und war erschrocken, mich in so einem Zustand vorzufinden. „Hier kannst Du nicht bleiben, Steffka, hier musst Du raus!“ Damit verschwand sie so schnell wie sie gekommen war und ließ mich in einiger Ungewissheit zurück. Einige Tage später kam sie wieder: „Pack zusammen, Steffka, Du kriegst eins von den Zelten, da hast Du es leichter.“ Es fiel mir nun doch schwer, mich von meinen Patienten und Schwestern, die mir lieb und vertraut waren, zu trennen. Aber danach wurde nicht gefragt. Ich siedelte also um in das mittlere der großen Zelte, in denen sie zum Teil bis zu 100 Mann wie die Heringe lagen. Es gab ein Zelt für Männer und eins für Frauen und eins gemischt, das war meins. Zunächst legte ich mich auf einen Platz, den ich gerade fand, mittendrin. Später mussten wir Schwestern uns gleich neben dem Zelteingang eine Ecke freimachen.

Die Betten in den Baracken waren gewiss nicht weich gewesen, aber nur so auf der Erde liegen, wenn auch mit dem

Wolach als Unterlage, war doch erheblich härter. Außerdem hatte ich meine natürliche Körperpolsterung bereits weitgehend verloren und so habe ich die ersten Nächte im Zelt in wenig angenehmer Erinnerung. Aber man gewöhnt sich, je unausweichlicher die Situation ist, desto schneller. Pflegebedürftige gab es in dem Zelt nicht, nur die Herzkranken brauchten von Zeit zu Zeit eine richtige Betreuung. Ich hatte also praktisch nichts weiter zu tun, als dafür zu sorgen, dass die Medikamente regelmäßig verteilt und eingenommen wurden und mich um die Verpflegung zu kümmern.

Der Überfluss der Zeit, den ich so plötzlich erhielt, erlaubte mir nun wieder, mich mehr um die Allgemeinheit zu kümmern. Ich schloss mich erneut enger an Hildchen an und versuchte, von ihr zu lernen, was ich bisher versäumt hatte. Es war gerade der richtige Moment dazu, denn Pascha wurde krank – Typhus!

Wir bekamen eine neue Oberschwester, da sich schnell zeigte, dass wir mit Dr. Höflich nicht gut fuhren, nachdem die anderen Ärzte zu Patienten geworden waren und der Capitan seiner eigenen Krankheit (TB, nach den Schröpfkopfmalen auf seinem Rücken zu schließen) nicht mehr Herr werden konnte.

Die Neue hieß Tamara – wenn sie gute Laune hatte, durften wir sie Tanja nennen – und war Soldat, Leutnant. Man merkte das sehr, denn wir hörten sie mit ihrer hellen Stimme den ganzen Tag herumkommandieren. Sie war überall und nirgends und man war nie vor ihr sicher. Sie konnte heftig und böse werden, aber ich lernte sie von dieser Seite nicht kennen. Wir hatten längst gemerkt, dass die Russen außerordentlichen Wert auf Sauberkeit und Ordnung legten und da meine medizinische Ausbildung sozusagen nicht

stattgefunden hatte, versuchte ich wenigstens das 100%ig zu tun, wozu man keine Vorbildung brauchte.

Bis wir abends fertig wurden, war es allerdings immer sehr spät, denn an unseren normalen Dienst schlossen sich noch Besprechungen und Unterweisungen an, die sich oft bis nach Mitternacht ausdehnten. Eines Abends waren zu einer solchen Besprechung noch fremde Offiziere und Zivillisten eingetroffen. Es stellte sich heraus, dass sie von der Universität Taschkent kamen, Professoren der medizinischen Fakultät, die in unserem Lager ihren Studenten Unterricht in Anatomie erteilen wollten. Sie rechneten mit einem breiten ergiebigen Betätigungsfeld – bei unserer hohen Sterblichkeitsquote eine Rechnung, die aufging. Die Anatomie, wie es bald hieß, wurde in einem Raum neben der Waschküche eingerichtet und Hildchen und ich aufgefordert, dort nächtlicher Weise zu assistieren. Beide lehnten wir dieses Ansinnen spontan ab in dem Gefühl, dass dies über unsere Kräfte ginge. Darin wurden wir unerwarteter Weise vom Capitän unterstützt, der uns damit sicher vor dem frühzeitigen Zusammenbruch bewahrte.

Ab sofort erhielten alle Schwestern Anweisung, den Verstorbenen auf den rechten Oberschenkel mit Tintenstift Name, Alter und Heimatort zu schreiben. Dann wurden die Toten in der Arztbaracke gemeldet und dort wurde entschieden, ob sie in die Anatomie oder in die Totenkammer zu bringen seien.

Die Totenkammer war der Schrecken aller Schwestern des Aerodrom. Es war ein verhältnismäßig kleines Gewölbe unter der Erde und man musste mit einer Leiche auf der Tragbahre schon ziemlich jonglieren, um überhaupt durch den Gang bis zum Eingang zu kommen. Hatte man nachts einen Toten unter seinen Patienten, so war man – sozusagen fein

heraus. Man konnte früh melden und den Toten gleich wegbringen in die noch leere Kammer. Abends war es furchtbar. Da wir unter gar keinen Umständen einen Toten draußen liegen lassen durften, musste eine von uns den Leichenberg in der Kammer erklimmen und unter Ziehen und Schieben wurde der Tote dort untergebracht. Nachts wurden alle Leichen mit einem Lastwagen weggefahren zu einem Massengrab in der Steppe, in einem großen Geviert, das zugeschaufelt wurde, wenn es gefüllt war. Eine von uns musste die LKW-Besatzung bei ihrer nächtlichen Arbeit kontrollieren – mich traf dieses Los einmal und es war entsetzlich. Bei der täglichen Hitze waren die zuerst hineingetragenen Toten bereits in Verwesung übergegangen. Wenn den Männern dann nach Aufladen etwa des halben Haufens ein Arm oder ein Bein in der Hand blieb, griffen sie zur Forke, um damit diese grauenvolle Arbeit zu vollenden. Niemand von den Kranken sah den LKW mit seiner traurigen Last davon fahren und keiner von ihnen wusste, wohin ihn vielleicht sein letzter Weg führen würde – es wurde nicht darüber gesprochen, nicht im Lager und nicht im Aerodrom.

So lebten wir dahin, nur der Stunde der Gegenwart verbunden, ohne Blick in das Morgen, in die Zukunft. Bis sich Anfang August eine gewisse Unruhe auszubreiten begann. Neu eingelieferte Patienten berichteten aus dem Lager, dass russische Kommissionen eingetroffen seien, die das Lager durchstreiften und die Leute in Gruppen einteilten. Welche Bedeutung diese Einteilung haben sollte, wusste man noch nicht. Schließlich kamen diese Kommissionen auch zu uns. Sie befragten Patienten und Schwestern nach Herkunft, Beruf etc. – all die Fragen, die wir im Verlaufe unserer Gefangenschaft schon tausend Mal beantwortet hatten. Jeder bekam schließlich ein Kärtchen mit der Gruppennummer, der

er zugeteilt war. Ich bekam - nach flüchtiger Begutachtung - eine Karte: mit der Gruppe 1. Das Gerücht ging um, Gruppe 1 käme nach Hause, Gruppe 2 würde verlegt innerhalb Russlands und Gruppe 3 käme nach Sibirien.

Voller Freude über meine Gruppe 1, lief ich zu Pascha, die noch immer in der Typhus-Baracke lag, um ihr das Ereignis mitzuteilen. Sie schien schlecht gelaunt, brummte etwas wie: eins, nix gutt – und schickte mich bald wieder zurück in mein Zelt. Ich war verärgert über ihr Benehmen und meinte, sie gönne mir das Nach-Hause-Kommen nicht. Am nächsten Morgen holte Tamara mich rüber zur Typhusbaracke, in der die Kommission unter Assistenz des Capitans gerade tätig war. Ich musste zu Pascha und dem Capitano kommen und sie sprach heftig auf ihn ein. Ich verstand nur so viel, dass ich ihrer Meinung nach unmöglich in Gruppe 1 bleiben könne, da ich viel zu schwach sei nach meiner Krankheit. Sie sprach schnell und leise und ich hatte Mühe, überhaupt den Sinn ihrer Worte mitzubekommen. Jedenfalls machte sie mich so klein und hässlich, wie sie nur konnte und ließ fast kein gutes Haar an mir. Ich war wütend und maßlos enttäuscht über Paschas offensichtlichen Verrat an mir und unserer Freundschaft! Nach der Verhandlung des Capitans mit den Kommissaren wurde mir die Karte der Gruppe 1 gegen eine der Gruppe 3 eingetauscht. Fast krank vor Zorn und Enttäuschung wandte ich mich ohne Gruß und Dank ab und lief zurück ins Zelt, wo ich mich auf mein Lager warf, die Decke über den Kopf zog und nichts und niemand mehr hören und sehen wollte. Ich war so verbohrnt in mein Gekränktheit, dass sich an meiner Einstellung zu Pascha auch nichts änderte, als ich von Tamara erfuhr, dass nicht Gruppe 1, sondern Gruppe 3 nach Hause käme.

Gruppe 2 sollte nach Stalingrad und erst nach dem Wiederaufbau entlassen werden, während die Gruppe 1 mit unbestimmtem Ziel und auf unbestimmte Zeit das Lager zuerst verließ, zusammen mit der Ausländergruppe. Nur die Schwerkranken, Transportunfähigen blieben in Lager Krasnowodsk zurück.

Ich kam mir degradiert vor, so viel Dummheit und Borniertheit auf einem Haufen gibt es tatsächlich. Alle meine Freunde gehörten zur Gruppe 1 oder 2, nur ich blieb dank Paschas Verrat unter den Alten und Kranken und geistig Minderbemittelten zurück. Ich biss die Zähne zusammen und stand schweigend und voll böser Gedanken unter den Gefährten, die zusahen, wie die anderen Gruppen auf LKW's verladen und abtransportiert wurden. Zuerst die Ausländer, unter ihnen auch Pascha, die sich zur rechten Zeit von ihrem Typhus aufgerappelt hatte. Sie übersah mich so schweigend wie ich sie – oh, sie konnte so hochmütig aussehen wie Turandot. Sie kletterte als Letzte auf den Lastwagen und als sie sich umwandte, trafen sich unsere Blicke. Da hielt es mich nicht länger, weggewischt waren Zorn und Gekränkt sein und ich lief zu ihr hin, um ihr zu danken für all das, was sie während der vergangenen Monate, der endlosen Tage und Nächte für mich getan hatte. Kurz, zu kurz war unser Händedruck und mein Dank, der Wagen setzte sich in Bewegung, Pascha beugte sich vor zu mir und sagte schnell und eindringlich: „Es ist besser so für Dich, Steffka, glaub mir!“ Dann richtete sie sich auf und winkte bis der LKW meinen tränenverhangenen Blicken entschwunden war.

Am selben Tag mussten wir noch von Hildchen Abschied nehmen, die zur Gruppe 1 gehörte. Sie war sehr niedergeschlagen, war doch nun die Hoffnung, ihren kleinen Jungen wiederzusehen, in weite unbestimmte Fernen gerückt,

wenn auch nicht ganz verschwunden. Wir tauschten noch unsere Mäntel, da ihrer kurz und leicht, meiner dagegen warm und fest war. Ich sollte ja bald nach Hause kommen, Hildchens Zukunft lag so unbekannt und dunkel vor ihr, wie damals in Ostpreußen.

Die nächsten Tage verbrachten wir in großer Unruhe. Jeder versuchte Freunde und Bekannte zu finden, um sich von ihnen zu verabschieden, wenn sie zu einer anderen Gruppe gehörten. Getan wurde nur noch das Notwendigste. Ich hatte niemanden mehr, die mir nahe standen, diese waren bereits abgereist. So ging ich nur durch die Baracken, um die Schwerkranken, die zu keiner Gruppe gehörten, zu trösten und wenn möglich ein wenig Mut zu machen.

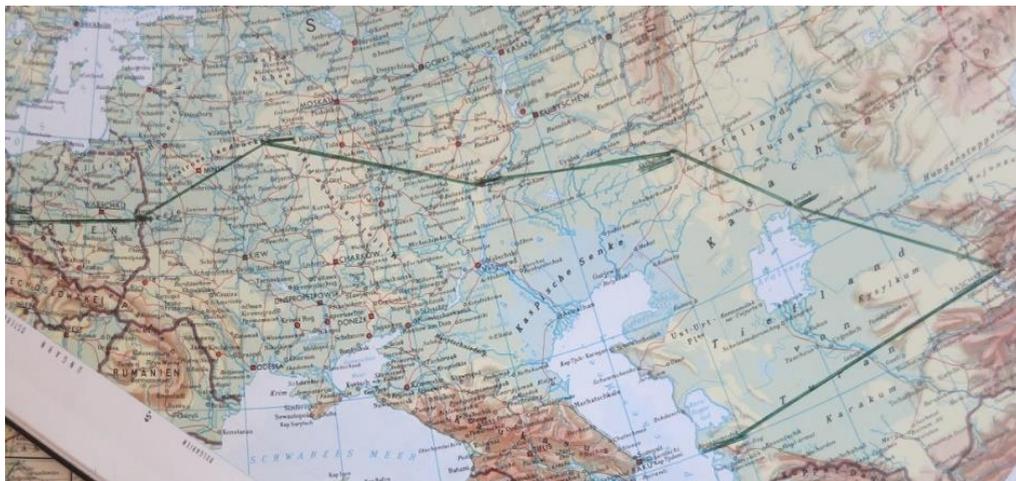
Dabei traf ich auch Meta Grunwald, die mit einem schweren Nieren- und Blasenleiden zu den Ärmsten gehörte. Ich war tief erschüttert über ihr Aussehen und ihre verzweifelten Bemühungen Mut und Zuversicht zu zeigen. Sie konnte schon seit Wochen kein Wasser mehr lassen und in den letzten Tagen der Unruhe und des Aufbruchs hatte sich niemand die Zeit genommen sie zu katheterisieren. Unter ihrer Anleitung versuchte ich ihr zu helfen und ihr Erleichterung zu verschaffen – vergeblich, es war wohl schon zu spät! Ihr Leib war hoch aufgedunsen, ihr Gesicht geschwollen und kaum noch kenntlich. Sie musste unerträgliche Schmerzen haben, denn trotz der sichtlichen Anstrengung, sich zusammen zu nehmen, war es ihr kaum möglich zu sprechen – immer wieder zerbrachen die Schmerzen ihre Willenskraft und sie wimmerte und stöhnte. Zum Schreien war sie schon zu schwach.

An ihrem Lager sitzend, ratlos mitleidend, überdachte ich noch einmal die Monate, die wir hier zusammen verbracht hatten. All die Toten,- es hieß die Sterblichkeitsquote im Aerodrom habe 75 % betragen – schienen mich anzusehen

und zu fragen: „Warum? Hatte Gott uns vergessen? Gab es ihn überhaupt?“

Der 28. August 1945 wurde für die Gruppe 3 der Tag des Aufbruchs. Wir fuhren in LKW's zum Bahnhof Krasnowodsk und konnten uns dort auf die Waggons verteilen, wie es uns gefiel. Die Güterwagen, deren Türen und Luftklappen weit offenstanden, hatten in halber Höhe auf beiden Seiten Pritschen, so dass in der Mitte ein freier Raum entstand. Hinein konnte man mit Hilfe einer kleinen Leiter, die an die Führungsschienen der Tür angehängt wurde. Die Wagen wurden mit je 25 Personen belegt.

Unsere weite Rückkehr „nach Hause“ oder - Von Turkmenistan nach Frankfurt/O. -



noch einmal zusammen. Der Capitan dankte uns für die geleistete Arbeit und Tamara erklärte, wir hätten genug getan und sollten uns auf der Heimreise ausruhen. Sie führe selbst mit und hätte schon für Schwesternersatz aus dem Lager gesorgt. So befreit von allen Verpflichtungen, richtete ich mich auf der oberen Pritsche meines Waggons häuslich ein.

Da wir uns frei bewegen konnten, begann auf dem Bahnhof ein lebhaftes Treiben. Diejenigen, die aus dem Lager kamen, tätigten schon bald die ersten Tauschgeschäfte mit den Einheimischen, die neugierig unsere Abfahrtsvorbereitungen beobachteten. Sie hatten bereits Erfahrung in diesen Dingen, denn sie waren auf ihren Arbeitsstellen mit Kasnowods'kern in Verbindung gekommen. Mir stand der Sinn nicht nach

solchem Tun. Die Sonne prallte mit voller Kraft auf unsere Waggons, kein Lüftchen regte sich und die Hitze war kaum zu ertragen. Nur zum Essen fassen erhob ich mich von meinem Lager, ungerne, aber gezwungenermaßen, da Tamara mich in unserem Waggon als ‚starschina‘ eingesetzt hatte. Gegen Abend des zweiten Tages hörten wir Tamaras helle Stimme über das Bahnhofgelände schallen: „Alle Schwestern des Aerodrom vor den Arztwagen“. Widerwillig folgte ich dem Ruf und nichts Gutes ahnend, schlenderte ich langsam nach vorn. In den ersten drei Wagen war die Transportleitung, bestehend aus mehreren russischen Offizieren, darunter Tamara und die Ärztin – „Doctora“ untergebracht. Letztere konnte kein Wort Deutsch – jedenfalls tat sie so – und Tamara musste übersetzen. Es fand sich, dass ihr die Mädchen aus dem Lager, die Schwesterdienste verrichten sollten, aus irgendeinem Grunde missfallen hatten und so setzte sie uns kurzer Hand wieder in unsere Stellung ein. Da wir nicht mehr vollzählig waren, ergab sich, dass jede von uns, außer ihrem eigenen, noch drei weitere Waggons betreuen musste. Da hatten wir die Bescherung! „Nitschewo Erholung! Rabotten hieß wieder die Parole!“ Vorbei war es mir dem erholsamen Dösen in der glutenden Augustsonne! Wir bekamen unsere üblichen Medikamente nebst Verbandszeug und nebst Schere etc. zugeteilt, und ich suchte meine Schwesterntasche, die bereits zweckentfremdet war, wieder hervor, um mich auf den Weg zu meinen Waggons zu machen. Ich fand sie ziemlich weit am Schluss, noch ein Stück hinter meinem Wohnwagen, kletterte hinein und begann buchführend mich zu informieren.

Zuerst war ich eigentlich nur ungehalten, weil mich diese Aktion aus meiner, wie ich glaubte, wohl verdiente Ruhe störte. Erst unterwegs wurden mir die ungeheuerlichen

körperlichen und seelischen Anstrengungen bewusst, die mir dies Doppelamt - Starschiena, das heißt verantwortlich für 25 Frauen und Mädchen in meinem Waggon einerseits und Schwester, das heißt medizinische Verantwortliche für 75 Menschen andererseits - für die Zeit meiner Heimreise aufbürdete.

Zunächst war gar nichts los. Alles Leid und alle Krankheiten waren verdeckt von der ungeheuren Freude, endlich nach Hause zu dürfen. Am dritten Tag setzte sich eine große Diesellok vor unseren Zug und die Fahrt begann. Vier Tage im Blitztempo durch die glühende Sonne gen Osten. Durch gelbe Wüste, ohne die Spur einer Oase rechts und links des Bahngleises. Vorbei an den seltenen Stationen des mit nur wenigen halbverfallenen Lehmhütten und verdorrten Vegetationen. Streckt man die Hand aus dem Fenster, so meinte man in einen Backofen zu fassen, so heiß war der Fahrtwind.

Aber dann das Wunder: Taschkent! Wie ein Märchen aus 1001 Nacht erschien es uns! Das erste Grün seit Monaten, einer Zeit, die uns lang erschien wie die Ewigkeit!

Es gab alles, wonach wir uns gesehnt hatten, im goldenen Überfluss. Apfelsinen und Weintrauben, Melonen. Tomaten – wir tauschten, was wir nur irgend zu entbehren können glaubten, und schwelgten im Überfluss. Das heißt, wir wollten es, aber die Doctora und Tamara waren wie die Spürhunde hinter uns und unseren Tauschpartnern her. Wo sie jemanden erwischten, flogen Obst und Gemüse gegen die nächste Wand. Vor allem auf Tomaten, die gerade so billig waren, hatten die beiden es abgesehen. „Ihr wollt doch nach Hause!“ schimpften sie. „Wenn Ihr hier alles so roh und ungewaschen und in solchen Mengen in Euch hineinstopft, seht Ihr die Heimat nie wieder.“ Sie hatten Recht, aber wir wollten und

konnten es nicht einsehen, angesichts dieses Schlaraffenlandes! Viele allerdings mussten notgedrungen die Ratschläge befolgen, mangels Masse, das heißt sie besaßen einfach nichts, was sie tauschen konnten. Wir erfreuten uns an dem, was die Anderen im ersten Überschwang verschenkten, und das reichte zum Glück nicht aus, um uns krank zu machen.

Nach drei Tagen ging die Fahrt weiter, diesmal in nordwestlicher Richtung bis zum nächsten längeren Aufenthalt in Aralsk am Aralsee. Die Fahrt führte uns durch eine Steppenlandschaft. Alles flach, soweit das Auge reichte. Nur ab und zu am Horizont die Umrisse eines alten Ziehbrunnens, wie wir sie von Pusta Bildern her kennen. Es war noch sehr warm in dieser Gegend und wenn die Geleise an einem dieser Brunnen vorbei führten, dann sahen wir zweihöckrige Kamele mit ihren Treibern an der Tränke, ein seltsamer Anblick, fand ich. In meiner Vorstellung verband sich bisher mit dem Begriff Kamel automatisch das Wort Wüste.

Der Zug hielt zwei bis drei Mal am Tag kurze Zeit an. Manchmal erkannten wir dann beim Herausklettern die Andeutung einer Station, das heißt ein bis zwei kleine Gebäude, eine Wasserstelle, selten ein paar Bäume und Sträucher. Meistens aber hielten wir irgendwo auf freier Steppe – vor und hinter uns nur der eingleisige Schienenstrang, der aus dem Nichts zu kommen schien und wieder im Nichts verschwand.

Bei jedem Halt kletterten viele aus den Waggonen, um sich die Beine zu vertreten und sonstige Bedürfnisse zu verrichten. Wenn der Lokführer meinte, der Aufenthalt habe nun lange genug gedauert, ließ er die Lok kurz pfeifen und fuhr auch sofort an. Man musste also ein Gespür für die Zeitspanne haben, die der Mann uns bewilligte. Viele von uns

hatten das und waren rechtzeitig beim Pfiff wieder in ihrem Waggon. Die anderen hätten der Kraft und Geschmeidigkeit eines Panthers bedurft, um sich nach kurzem Anlauf wieder in den fahrenden Zug zu schwingen – aber wer von uns war schon so stark? Und da es gerade die Schwächsten und Kränklichsten waren, die bei jedem Halt raus mussten, so blieben jedes Mal einige von uns hilflos in der Steppe zurück. Die meisten von uns konnten kaum 2 Worte Russisch, geschweige denn die jeweilige Stammessprache. Außerdem war ja bei diesem Aufenthalt kaum jemals ein Haus, ein Baum oder eine Menschenseele zu sehen – was mag aus den Ärmsten geworden sein?

In Aralsk blieben wir ein paar Tage und ich hatte endlich Zeit, mich mit den Insassen meiner drei „Schwesternwaggons“ zu befassen. Die kurzen Stationsaufenthalte waren immer ausgefüllt mit Wasserholen und Essenfassen für meinen Waggon. Um das Wasser mussten wir weit in die Steppe hinaus zum nächsten Brunnen und der Rückweg mit den schweren Kannen war anstrengend und zeitraubend.

In Aralsk stellte ich dann zu meinem Schrecken fest, dass sich in einem meiner Waggons ein Mädchen befand, hochschwanger, etwa im 8. Monat. Ich wusste, dass sie im Lager die Möglichkeit gehabt hatte, sich in ihrer Freizeit Hemdchen, Jäckchen und Windeln aus alten Sachen zu nähen, aber sie hatte nichts dergleichen getan. „Ich komme nach Hause“, meinte sie, „außerdem ist es ein Russ!“ Auch das noch, das konnte ja heiter werden! Nach der Visite eilte ich im Laufschrift nach vorn zum Arztwagen, um mich für den Notfall bei der Doctora zu informieren und die nötigen Medikamente und Hilfsmittel zu erbitten. Mein 6. Sinn sagte mir außerdem, dass der Zug im Begriff sei, abzufahren. Ich

hatte nur die Worte ‚Geburt‘ und ‚Windeln‘ hervorgebracht, noch atemlos vom schnellen Lauf, da packten Tamara und die Doctora mir schon Jod, Garn und ein großes Paket Zellstoff in die geöffnete Schwesterntasche. „Dawai, dawai!“ schrie Tamara mich an, „wir fahren gleich.“ Da setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. Es gab hier aber richtige Bahnsteige und so blieb ich einfach stehen, bis der Waggon, in den ich wollte, mit mir in gleicher Höhe war und sprang hinein. Nun hatte ich zwar Material, aber noch immer keine Ahnung! Bei Pferden und Kühen war ich schon oft dabei gewesen, aber nicht bei einer Menschengeburt. Da konnte es doch unmöglich auch so sein?

Nun ja, es war auch noch nicht so weit, beruhigte ich mich selbst. Da ließ ein Schrei mich zusammenfahren. Große Aufregung, die Wehen hatten eingesetzt, Lisbeth lag zusammengekrümmt auf ihrem Mantel und stöhnte. Mehrere Frauen bemühten sich um sie und sprachen ihr Mut zu. Ich atmete auf, es waren genug da, die Erfahrung in dieser Sache hatten. Ich konnte also in Ruhe dem Kommenden entgegen sehen. Der Zug fuhr und fuhr, Lisbeth stöhnte und jammerte vor sich hin – nichts geschah, Stunde um Stunde verrann. Die Frauen wurden unruhig. Bis zum Abend müsste das Kind da sein, meinten sie. Mir leuchtete das auch ein, denn nachts, ohne Licht, würde es unmöglich sein, zu helfen.

Gegen Mittag hielt der Zug irgendwo auf freier Strecke und – entgegen meiner Gewohnheit – sprang ich heraus und hetzte zum Arztwagen, um Rat zu holen. Tamara stellt zwei, drei kurze Fragen, drückte mir eine Spritze mit Ampulle in die Hand und der Zug fuhr an. Ich musste also mitlaufen und mich im rechten Moment auf die Leiter schwingen. Als ich schon dachte, ich würde es niemals schaffen, zogen sie mich von oben hoch in den Wagen hinein. Nach einer kurzen

Verschlaufpause betrachtete ich die Ampullen näher. Coffein stand drauf und noch was, das ich nicht lesen konnte.

Coffein hatten wir gespritzt, um Herz und Kreislauf anzuregen – nun ja es mochte auch in diesem Falle anregend wirken, schaden würde es hoffentlich nicht. Zum Nachdenken blieb keine Zeit, denn ich wusste ja nicht, wie lange das Zeug brauchte, um eine Beschleunigung der Wehen hervorzurufen.

Lisbeth bekam also die Spritze in den rechten Oberschenkel und wir arbeiteten weiter. Ausgerechnet an diesem Tag hatte der derzeitige Lokführer anscheinend den Ehrgeiz, noch vor Nacht in Aktiubinsk zu sein – er fuhr und fuhr und hielt kein einziges Mal mehr an. Draußen war es trüb und regnerisch und wir, an Sonne und Hitze gewöhnt, froren erbärmlich. Die Türen konnten nicht geschlossen werden, da wir dann gar nichts mehr sehen würden.

Die Spritze zeigte jetzt offensichtlich ihre vorgesehene Wirkung – Liesbeth begann laut zu jammern und die Frauen meinten, jetzt seien die Wehen so, wie sie sein müssen. Dann schrie sie ein paar Mal laut auf und das Kind war da. Aber was nun? Die Frauen weigerten sich, das Kind anzufassen. Dagegen waren sie bereit, Lisbeth zu versorgen, wenn ich das Kind abnehmen würde. Ich nahm allen Mut zusammen. Pascha hatte mir immer wieder eingeprägt, ich dürfe als Schwester niemals meine Unwissenheit zeigen; das mache nicht nur mich, sondern auch die Patienten unsicher und misstrauisch. So trennte ich mit Hilfe von viel Jod. Faden und Schere die Nabelschnur durch und nabelte dann auch das Kind ab, einen süßen, blauäugigen blonden Jungen. Während sich die Frauen um Lisbeth kümmerten, wischte ich den kleinen, kräftigen Burschen mit Zellstoff notdürftig sauber und wickelte ihn in Zellstoff und ein altes Männerhemd und legte ihn seiner Mutter in den Arm. Draußen war es dunkel – es war

alles getan, was im Moment getan werden konnte. Ich setzte mich in die offene Tür und ließ meine Beine nach draußen baumeln, lehnte den Kopf gegen die harte Türkante und schloss die Augen. Was würde aus dem kleinen Kerl werden? Seine Mutter hatte ihn nicht gewollt und wer der Vater war, das wusste niemand. Er konnte nichts dafür, er war unschuldig und süß – war ihm das Leben nur gegeben, um zu sterben? Ich hatte wenig Hoffnung für ihn – morgen würde ich versuchen, vom Verpflegungswagen ein wenig Trockenmilch und Honig zu bekommen, aber heute war ich nur noch müde. Nachts erreichten wir Aktiubinsk und am nächsten Morgen war mein erster Gang mit der erbetenen Milch zu Lisbeth und dem Kleinen. Die Frauen hatten sich inzwischen doch seiner angenommen - er war wirklich ein bezauberndes Kind – Lisbeth hatte auch genug Milch, aber er trank nicht. Die Frauen hatten es auf alle Art versucht, aber ihm schien die Fähigkeit zu fehlen, sein Verlangen nach Nahrung in eine Saugbewegung umzusetzen. Nach 3 Tagen starb er uns – verhungert, aber süß und rund wie zuvor.

Langsam und auf eine seltsame Art traurig und froh zugleich, ging ich zu Tamara, um ihr meinen ersten Todesfall auf dieser Reise zu melden. Sie hatte zum Glück ihren sanften Tag und sagte nachdenklich: „Lass nur, Steffka, Babys in dieser Zeit sind eine Strafe und kein Geschenk.“

In Aktiubinsk vergrößerte sich unser Transport um Kameraden aus kasachischen Lagern, ihre Waggonen wurden an unseren Zug angehängt. Wir zählten jetzt ungefähr 2.000 Personen, wobei Frauen und Mädchen etwas in der Überzahl waren. Nach Erledigung der Formalitäten, das heißt Übergabe der Papiere und Listen an unsere Transportleitung und Einteilung der neuen Waggonen in Sanitätsgruppen – es waren diesmal zwei richtige Sanitäter dabei, Berliner, ging die Fahrt weiter.

Am frühen Morgen fuhren wir auf einer sehr hohen Brücke über die Wolga, um in Saratow wieder ein paar Tage Station zu machen.

Wir hatten uns inzwischen an den Rhythmus unseres Reisens gewöhnt und ich habe keine ungewöhnlichen Ereignisse aus dieser Zeit in Erinnerung. Von Saratow fuhren wir weiter über Smolensk nach Brest. Hier gab es wieder einen längeren Aufenthalt. Wir mussten unseren Zug mit der breiten russischen Spur verlassen, um in einen anderen, der auf der schmalen europäischen lief, umzusteigen. Brest-Litowesk hebt sich als riesiges Bahngelände aus meinem Gedächtnis, umgeben von wenigen polnischen Katen und kleinen Höfen. Wir erbettelten Kartoffeln und Rüben, um selbst zu kochen und empfanden es als fürstliches Geschenk, wenn uns ein Pole einen Kochtopf dazu gab.

Die bisher bestehende Ordnung hatte sich aufgelöst und wir Schwestern verschwanden in der Menge, um möglichst einem erneuten Einsatz zu entgehen. Wir kamen in Brest in den Abendstunden des 9. Oktobers an, und die wochenlange Reise hatte uns so geschwächt, dass wir kaum noch auf den Füßen stehen konnten. In der letzten Zeit war es mir nur unter Aufbietung meiner ganzen Willenskraft möglich gewesen, über diese kleinen wackeligen Leitern in die Waggonen zu klettern, um meine obligatorischen Visiten zu erledigen.

Der neue Zug bestand zum Teil aus alten deutschen Personenwagen, zum anderen Teil aus Güterwagen, die aber auf deutsche, gründliche Art mit Treppen versehen waren. Als wieder einmal die Doctora und Tamara unser provisorisch erstelltes Lager durchstreiften, bemerkte ich sie zu spät, um mich vor ihnen verstecken zu können, und Tamara rief mich zu sich. „Wir suchen noch eine gute Schwester für einen Isolator Wagen, Steffka,“ sagte sie, als ich vor ihr stand, „in

dem einen für Männer sind die Sanitäter eingesetzt, für den zweiten mit Frauen und Mädchen haben wir schon jemanden. Du übernimmst den dritten, der die Neuzugänge aufnehmen wird.

Isolator Wagen, das hieß wieder volle, verantwortungsreiche Schwesternarbeit für Schwerkranke mit Typhus, Ruhr und Lungenentzündungen. Das bedeutete mitleiden, ohne helfen zu können und schließlich den verzweifelt resignierenden Kampf gegen den Tod. Ich war so müde und schwach – ich konnte diese neue Belastung nicht mehr durchhalten!

Aber als ich mich anschickte, Tamara dies zu erklären, waren sie schon ein Stück weiter gegangen. Die Doctora wandte sich noch einmal um und sagt in hartem Deutsch: „ Du musst, Steffka!“

Niedergeschlagen wandte ich mich ab, um meine Sachen zu holen als die beiden Sanitäter vor mir standen: „Wir helfen Dir, Steffi, dann wirst Du es schaffen.“ Der eine hatte Rucksack und Woilach schon aufgenommen und gemeinsam wanderten wir den Zug entlang nach vorn, wo die drei Isolator Wagen hinter der Lok liefen. Zwei der Wagen hatten schon viele Patienten, fast genug, nur meiner, der vorderste stand noch leer. Ich breitete meinen Woilach gleich neben der Tür aus, stellte meinen Rucksack mit den letzten Habseligkeiten darauf und setzte mich, um auf meine Kranken zu warten. Und sie kamen, getragen von ihren Gefährten aus ihren Waggonen. Ich schrieb ihre Namen auf meine Liste, Alter, Vatersname, Heimatort, Lager – genauso wie wir es immer gemacht hatten.

Es war dunkel und ich atmete auf, nun würde niemand mehr kommen, denn ohne Licht konnte ich nicht schreiben und ohne das durfte ich niemand aufnehmen. Da hörte ich Schritte draußen, Hans der eine Sanitäter, steckte den Kopf zur Tür herein, „hast Du noch Platz, Steffi?“ Ich bejahte

verwundert und er bat mich, für diese Nacht einen seiner Patienten aufzunehmen, er könne ihn im Dunkeln nicht mehr unterbringen. Ich wollte ablehnen, denn bei mir war es ja auch dunkel, aber da brachten sie ihn schon. Es war ein großer kräftiger Mann von ca. 30 Jahren und sie legten ihn neben meinen Woilach auf einen freien Platz. Er sah nicht wie ein Schwerkranker aus – vorsichtshalber erkundigte ich mich bei Hans, ob er ihn registriert hätte. Jawohl alles erledigt – außerdem würden sie ihn morgen früh gleich wieder abholen.

Beruhigt streckte ich mich auf meinem Lager aus und schlief sofort ein, fest wie eine Tote – bis zum ersten Morgenlicht. Beim Erwachen überlief mich ein Schauer, mir fiel die Scene vom vergangenen Abend wieder ein. Ich schaute nach rechts, der Mann lag auf dem Rücken, steif, die Augen weit offen – tot! Ein Traum dachte ich, der nicht wahr sein darf. Da hörte ich schon eine Stimme von draußen: „Guten Morgen, Steffi, wir wollen den Kameraden von gestern Abend holen.“ „Du kannst ihn gleich melden, Hans, er ist tot“. Er meinte, ich solle keine Witze am frühen Morgen machen, sprang herein und erstarrte, mir war auch wahrhaft nicht zum Spaß zumute. Es stellte sich heraus, dass die Jungens nicht wussten, wie er hieß, noch welcher Wagen ihn gebracht hatte. Während die Sanitäter lossetzten, um das auszukundschaften, erschien Tamara, die sich erkundigen wollte, wie ich mit meinen ersten Patienten in dieser Nacht zurechtgekommen war. Trotz meiner Bemühungen sie abzulenken, entdeckte sie natürlich sofort den Toten und meine Ahnungslosigkeit in Bezug auf seine Person. Ich lernte verstehen, warum sie im Aerodrom so gefürchtet war. Ich ließ ihren Wutausbruch schweigend über mich ergehen und wohl nur meine so sichtbare Erschöpfung hielt sie davon ab, mich irgendwie zu bestrafen. Sie verschwand mit dem Befehl, den Toten noch in

Brest begraben zu lassen, sofort, da wir in Kürze abfahren würden. Diese Aufgabe übernahmen die Sanitäter, weil ich inzwischen Neue bekommen hatte, um die ich mich kümmern musste.

Am 13.10.1945 verließen wir Brest auf Nebenstrecken, um mit endlosen Aufenthalten durch Polen gefahren zu werden. Wir brauchten 7 Tage bis Kunersdorf und unser polnischer Lockführer meinte, er führe einen Zug lebender Leichen. Das einzig Erfreuliche an dieser Fahrt war, dass an jeder Station an der wir hielten, polnische Rote-Kreuz-Schwester bereitstanden, um uns mit heißem Kaffee und Weißbrot zu versorgen.

Aber an jeder Station kamen auch die Männer vom Leichenkommando, um nach Toten zu fragen. In Brest brachte man mir noch kurz vor der Abfahrt ein junges Mädchen, 18 Jahre alt, bewusstlos. Jede freie Minute sah ich nach ihr – sie lebte, sie atmete, aber sie schlug die Augen nicht auf. An jeder Station fragten die Männer: „Und was ist mir der?“ „Sie lebt noch, ihr könnt sei nicht mitnehmen!“

Bis ich kurz vor Kunersdorf bei einem Halt zu Tamara gerufen wurde, um irgendwelche Listen mit ihr zu vergleichen und zu vervollständigen. Bei meiner Rückkehr war der erste Blick zu der Kleinen, der Platz war leer. Mir blieb fast das Herz stehen vor Entsetzen und ich lief los, um die Männer zu suchen, die sie geholt haben mussten. „Wir haben sie mit begraben,“ sagten sie. „Wir haben sowieso immer einen Haufen Ärger, ehe wir in den Dörfern die Erlaubnis bekommen, unsere Toten auf ihre Friedhöfe bringen zu dürfen.“ Sie hatten sie also lebendig....., nein, es war nicht auszudenken! Der leere Platz bedeutete eine ständige Anklage und meine Gedanken kreisten unaufhörlich um das

Schicksal dieses jungen zarten Mädchens – ich wurde fast wahnsinnig dabei: Was war aus uns geworden!!!

Die große seelische Not ließ meine Gefühle verhärten – ich tat nur mechanisch das Notwendigste. Unter meine Patienten war ein Mädchen, Helga, die ungeheuer viel jammerte und Tag und Nacht „Schwester Steffi“ schrie. Sie musste wohl starke Schmerzen haben und zu Anfang war ich immer wieder zu ihr gegangen, hatte sie getröstet und ihr schmerzlindernde Mittel gegeben. Aber unser Medikamentenvorrat ging zur Neige und auch die Doctora hatte nichts mehr in ihren Beständen. Ich konnte niemanden mehr helfen und nun begann das ständige „Schwester Steffi, Schwester Steffi“ mir auf die Nerven zu gehen. Eines Nachts, als ihr Rufen mich aus dem ersten Schlaf riss, stand ich auf, ging zu ihr hin und sagte böse: „Wenn Du noch ein einziges Mal Schwester Steffi rufst, bringe ich Dich um“! Ich sagte das nicht nur so, ich meinte es auch wirklich. Als ich mich danach schlaflos hin und her wälzte, kam mir das Ungeheuerliche meiner Absicht erst richtig zum Bewusstsein – wie weit war es mit mir gekommen! Ich wünschte heiß, sie möge nun ruhig sein, und sie war es auch!

Bis zu unserer Ankunft in Frankfurt/Oder wagte es niemand mehr, Schwester Steffi zu rufen, - sie hatten Angst, ich könnte tatsächlich durchdrehen.

Meine körperliche Schwäche nahm mehr und mehr zu. Es fiel mir immer schwerer, mich morgens von meinem harten Lager zu erheben. Ich hatte Durchfall und bildete mir ein, auch Blut gesehen zu haben. Meine Dienstleistungen für die Patienten waren gleich Null, mit Essen versorgten uns die Sanitäter, die eine unverwüstliche Konstitution zu haben schienen.

In Kunersdorf hatten wir 3 Tage Aufenthalt. Die Sanitäter hatten einen großen Kessel organisiert und kochten

für unsere drei Waggon irgendeine Suppe. Ich ging ein Stück spazieren. Das Korn stand noch auf dem Halm, jetzt, Ende Oktober, die Häuser und Höfe waren leer – ein trostloser Anblick! Als ich zurückkam, war die Suppe fertig, alle Patienten versorgt und ich setzte mich müde und mutlos ins Gras der Bahnböschung, um zu essen, was Hans mir in seinem Kochgeschirr aufgehoben hatte. So wie hier in Kunersdorf würde es wohl in Ostpreußen aussehen, in meinem geliebten Sieslack! Ich würde es nicht mehr schaffen, dorthin zu kommen, geschweige denn einen neuen Anfang zu machen. Hier in Kunersdorf begrub ich die Hoffnung, die mich all die Monate aufrecht gehalten hatte, noch bevor ich wusste, dass wir alle nie mehr zurückkehren durften.

Am 24. Oktober 1945 spätabends trafen wir auf dem Frankfurter Güterbahnhof ein. Wir mussten bis zum Hellwerden warten ehe wir aussteigen und in das für uns bestimmte Lager gehen konnten.

Am anderen Morgen entwickelte sich schon in der ersten Dämmerung eine große Unruhe. Alles stieg aus, suchte seine Sachen zusammen und niemand konnte es mehr erwarten, bis wir endlich losmarschieren durften, um an Ort und Stelle zu kommen.

Auch in meinem Waggon war alles früh wach und trotz Krankheit und Schwäche auf den Beinen, ich ließ sie einzeln hinausgehen, um sie noch mal zu zählen, es fehlten sechs! Ich wandte mich zurück, um nach ihnen zu sehen und sie zur Eile anzutreiben – sie hatten keine Eile mehr, sie gehörten nicht mehr zu uns.

Am Morgen der Heimkehr und dem Ende unserer Odyssee hatte ich sechs Tote in dem von mir betreuten Waggon, aber es ließ mich seltsam unberührt. Ich ergriff

Rucksack und Decke, kletterte ins Freie und blickte nicht mehr zurück!

In mir war eine große Leere und kein Gedanke mehr an die Forderung, die Martin Buber in seinen ‚Chassidischen Erzählungen‘ so formuliert:

„Wenn einer zu Dir kommt, und Hilfe fordert,
so sollst Du ihm nicht sagen,
er solle Vertrauen haben und seine Not auf Gott werfen,
sondern Du sollst handeln,
als wäre da kein Gott,
sondern auf der ganzen Welt nur einer,
der diesem Menschen helfen kann:

Du allein!“